
HARVARDIANAE
ACADEMIAE
SIGILLVM
VE
RI
TAS

A. Hiersemann



Die Frau

Sammlung von Einzeldarstellungen

herausgegeben von Arthur Roeßler.

Bd. I. Vom entnüchternden Zauber der Frau von Erich Felder

Bd. II. Marquise de Pompadour von Carry Brachvogel

Bd. III. Die Tugendhaften von Lela Davitschoff

Bd. IV. Das Verhältnis von Ewald Silvester

Bd. V. Die Frau als Schauspielerin von Heinrich Stümcke

Bd. VI. Marie Antoinette von Tony Kellen.

Bd. VII. Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Von Bettina Feistel-Rohmeder

Bd. VIII. IX. Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst von Lothar Brieger-Wasservogel

Bd. X. Studierende Frauen von Dr. Margarete Heine

In Vorbereitung:

Die Frau im Hause von Rudolf Preissecker

Madame Recamier von Josef Ettlinger

Die Madonna von Arthur Roeßler

Die Frauen der Romantik von Franz Deibel

Katharina II. von Rußland. Von Carry Brachvogel

Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe von Walter Jesinghaus

Louise Michel von Karl von Levetzow

Das Mysterium des Weiblichen von Tina Pfeiffer-Raimund

Maria Theresia von Erich Felder

Die Frauen der Gotik von Arthur Roeßler

Die Begründerinnen der modernen Frauenbewegung in Deutschland von Anna Plothow

Die Dirne von Paul Zschorlich.

Jeder Band von „Die Frau“ kostet
elegant kartoniert M. 1.50,
in Leder gebunden M. 2.50.

Beide Ausgaben sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Von einem jeden Bande sind die ersten 20 Exemplare auf echtem handgeschöpften Büttenpapier abgezogen. Die in einen künstlerisch vornehmen Ledereinband gebundenen und handschriftlich numerierten Exemplare dieser Bibliophilenausgabe kosten sechs Mark, von dem Doppelband zehn Mark, und können nur durch den Verlag bezogen werden.

Verlag von Friedrich
Rothbarth, G. m. b. H.
in Leipzig

Studierende Frauen

Von

Dr. Margarete Heine

Zweite Auflage

Verlegt bei
Friedrich Rothbarth, Leipzig

Studierende Frauen

Von

Dr. Margarete Heine

Zweite Auflage

Verlegt bei
Friedrich Rothbarth, Leipzig

Anton Hiersemann



Der Versuch, einem Stückchen Frauenfrage praktische Antwort zu erteilen — das bedeutet die studierende Frau!

Ihn hatten außerdeutsche Staaten schon längst gewagt, denn man theorisiert nicht überall so gerne und so lange wie bei uns; insbesondere aus der Schweiz kam mancherlei Kunde von Studentinnen, erfreuliche und pikante und skandalöse, bis dort eine gesetzliche Regelung eintrat: die Gleichstellung der Frauen und Männer auf den Hochschulen nach Rechten und Pflichten. Von da an hörte man wohl noch recht seltsam Anmutendes, aber doch nicht so gar Erschreckliches mehr, und als die ersten Ärztinnen von dort kamen und in Deutschland zu praktizieren begannen, und als der Petitionen um Erschließung der inländischen Universitäten gar zu viele erschienen und die Zeitungen allzu argen Lärm machten,

da ließen endlich auch die deutschen Regierungen die müde gewordenen Hände von den Ohren sinken und seufzten: so ziehet denn ein in Gottes Namen! Aber da — wer zog da ein zur Alma mater?

Nicht die, welche die Witzblätter verheißen hatten, nicht die jungen feschen Mädel mit dem Stürmer auf den Locken, das bunte Band über dem Mieder, den Schläger in der Hand, sondern gesetzte Damen mit lernwütigen Mienen und schrecklich viel Büchern im Pompadour — nein nicht immer im Pompadour, aber wenn man ihn nicht wirklich sah, so ergänzte man ihn unwillkürlich, und es hieß, sie trügen ein schön gesticktes Banner mit der Inschrift: „Post molestam iuventutem."

Es war grotesk, diese abblühenden, zerarbeiteten Lehrerinnen unter der frischen männlichen Jugend zu sehen. Und es war rührend! Wie viele Jahre hatten sie unter aufreibender und geistlähmender Berufstätigkeit ihre Sehnsucht nach Wissen wach gehalten; wie wacker hatten sie gekämpft um die Verbreiterung, die Freilegung der Bildungswege für die Frau!

Jetzt durften sie selbst sie noch betreten — welch Glück, welche Seligkeit! Es war beneidenswert, mit welchem Fleiß, welcher Ausdauer sie arbeiteten, mit welcher Zähigkeit sie die, oft gewiß recht großen Schwierigkeiten ihrer mangelhaften Vorbildung überwanden. Ich habe eine Volksschullehrerin gekannt, die mit zwei Brocken Latein und einem halben Brocken Griechisch vorernährt gleich im ersten Semester Sanskrit studierte, und eine andere, welche alle philosophischen Termini sich erst im Wörterbuche aufsuchen mußte und dennoch sich in das Verständnis eines Kollegs über Spinoza und Kant hineinarbeitete. Nicht selten haben diese Lehrerinnen ihr Doktorexamen im sechsten Semester gemacht. Sie müssen sich meist so eilen, weil sie nur „auf Urlaub“ studieren. Und dieses Studium zwischen zwei Amtsperioden gibt ihrem Universitätsleben das Gepräge. Sie sind gehetzt, gequält, überarbeitet und anderseits spüren sie doch den Hauch des freien Lebens, der frischen Jugend ihre Stirne umfließen; sie fühlen eine Verpflichtung zum Froh-, zum

Vergnügtsein, ja auch manche zum leichten freien Studententon! Und daß sie nicht ahnen, wie schrill es von ihren Lippen klingt — wer achtet denn auf den Wohllaut seiner Stimme im Rausche? Die aber, welche ihnen zuhören und zuschauen, sind entsetzt oder — traurig. Der Jugend hätte man ihr Recht auf Freude, auf Freiheit geben sollen. Die mißhandelte, unterdrückte Jugend rächt sich nun.

Nein, es ist das Rechte nicht, die Lehrerinnen auf die Universität zu schicken, auf daß sie hastig alles bisher Versäumte, Versagte, Verbotene noch nachholen. Und doch ward seltsamerweise aus dieser Art von Frauenstudium ein System gemacht — in Preußen wenigstens. Durch ministerielles Reglement wurde die Zeit der vorher zu absolvierenden Unterrichtstätigkeit bestimmt, die Semesterzahl, der Vorlesungsplan und das — Examen. Natürlich ein Examen!

Wer es bestand, wurde königliche Oberlehrerin. Sollte das auch den Ehrgeizigsten nicht genug sein?

Nein, es war nicht genug. Zwar kamen sie in großen Mengen auf die Universitäten, wo solche Oberlehrerinnen-Kurse eingerichtet waren, zwar arbeiteten sie mit unendlichem Fleiße und vieler echter Freude, zwar machten sie wundervolle Examina und ernteten die Anerkennung vieler Professoren, aber dennoch — es war und blieb Stückwerk. Für das richtige Studium fehlte die Vorbildung, für das tiefere Eindringen in ein Wissensgebiet die Zeit, zumal bei der großen Zahl der Pflichtfächer. Und in der Praxis hernach fühlte man, fühlten gerade die Besten die Lücken in den Kenntnissen, die schwankende Basis des Wissens erst recht. Es ist gut, daß diese Gattung der studierenden Frauen nun wieder — mit dem Segen der preußischen Regierung selbst — aussterben darf.

Man kann fragen, welche Gründe dies eigentümliche Experiment veranlaßt haben! War's die bloße Lust zu „reglementieren"? Oder die Sorge, daß Frauen nicht gehen könnten außer auf glatt gebahnten und wohl verzäunten Wegen? Oder wollte vielleicht

Wohlwollen dem tüchtigen Stande zuerst die Segnungen besserer Bildung zukommen lassen, woraus sich dann ein Recht zu ergeben schien, ihm auch die Dosen der Wissenschaft genau zuzumessen, damit nicht die Weiblichkeit Schaden leiden möge? Glaubte man ihnen zu dienen, indem man wieder nur an dieselben Eigenschaften appellierte, wie in der entsetzlichen Seminarvorbereitung, nur an ihren Fleiß und ihre Gedächtniskraft? Waren doch viele trotzdem treffliche Lehrerinnen geworden, da sie aus der Not eine Tugend gemacht hatten. Und machte man ihnen so aus ihren Tugenden ihre Not?

Was außer den Lehrerinnen in jener ersten Zeit des deutschen Frauenstudiums an weiblichen Hörern auf deutschen Hochschulen zu sehen war, waren fast nur Ausländerinnen, insbesondere Amerikanerinnen und Russinnen. Mit der Verbindlichkeit des Deutschen gegen alles Fremde kam man diesen Damen entgegen und öffnete ihnen gutgläubig auf wunderschöne Zeugnisse und Diplome hin die Hörsäle, welche deutschen Mädchen mit derselben

Unbildung bis auf Ausnahmefälle — wenn, wie böse Zungen behaupteten, etwa ein Onkel Professor vorhanden war oder gar ein Papa Geheimrat — noch verschlossen blieben. So waren die studierenden Frauen anfangs merkwürdig genug repräsentiert: Die immer gut, oft hübsch, meist kokett gekleidete und frisierte, liebenswürdig-oberflächliche Amerikanerin auf der Rechten; die unordentliche, unsaubere, schlecht genährte, oft rührend schwärmerische, ideal veranlagte Russin zur Linken und inmitten die nach keiner Richtung sehr interessante, solide, deutsche Lehrerin. Ziemlich bald aber wurde man über die Ausländerinnen verstimmt; als beispielsweise eine beantragte, im englischen Seminar sollte nicht englisch, sondern deutsch vorgetragen werden, denn englisch könnte sie sehr gut; um deutsch zu lernen, aber sei sie gekommen; als der Argwohn auftauchen mußte, ein tüchtiges Reisebureau hätte für die Amerikanerinnen ein Sommersemester Kunstgeschichte in Heidelberg und ein Wintersemester Literaturgeschichte in Berlin oder München auf seinen

Gesellschafts-Kontinentreisen-Prospekt gedruckt; als Professoren zu peinlichen Ausschließungen von allzu lebhaften Damen aus Rußland sich veranlaßt sahen, weil sie die Vorlesung durch Schwatzen und Lachen gestört hatten; als Studenten von einigen gar zu Studiumseifrigen verlangten, daß sie sich doch Zeit nähmen zum Kämmen ihrer Haare und zum Waschen ihrer Hände und Reinigen ihrer Gewänder.

Eine gute Folge davon war die Beschränkung der Zulassung, die Rubrizierung der Zeugnisse des Auslandes, eine schlimme aber war das Mißtrauen gegen die Studentinnen überhaupt, welches nunmehr auch den Berechtigten das Recht vorenthielt. Denn Berechtigte waren doch die, welche mit dem Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums vor die Pforten der Universität kamen? Es läßt sich verstehen, daß die Ministerien und akademischen Senate sich scheuten, Verzicht zu leisten auf die Möglichkeit, ungeeignet erscheinende Frauen einfach fortzuweisen. Aber behielten sie durch Verweigerung der Immatrikulation von Frauen

diese Möglichkeit wirklich? Die Behörden waren von vornherein genötigt, die staatlichen Abiturientenzeugnisse anzuerkennen und die Zulassung zum Vorlesungsbesuch generell zu gestatten. So geriet die Entscheidung, die Auswahl, die Willkür in die Hände der einzelnen Dozenten. Und auch diese standen nun vor der einen allgemeinen Frage: „Lasse ich Frauen in mein Kolleg oder nicht?" Die eine annehmen, weil sie einen guten Eindruck machte und die andere abweisen, weil sie nicht gefiel — das ging nicht. Nicht wegen des Zwanges, der den Präzedenzfall ausübt, sondern aus ganz simpler Moral, die da einfach verneinte, daß das Belieben eines einzelnen einem ernst strebenden Menschen — und Ernst, Fleiß, Energie hatten diejenigen unstreitig bewiesen, welche sich einer Maturitätsprüfung unterzogen hatten — die Laufbahn, das Vorwärtskommen vernichten oder mindestens erschweren dürfe. Und aus eben diesem selben Grunde existierte in Wahrheit jene prinzipielle Frage der Zulassung oder Abweisung auch für die Professoren nicht. Gewiß glaubten es doch

manche, es soll sogar jetzt noch solche geben, die kein weibliches Wesen in ihren Auditorien dulden; aber tatsächlich besitzen die Frauen jetzt das akademische Bürgerrecht, auch in den Staaten, welche die Immatrikulation formell noch nicht zugestehen. Sie werden auch das tun, wenn nicht aus Gerechtigkeit und Logik, so doch aus Rücksicht der Bequemlichkeit, der Geschäftsvereinfachung. Und selbst angenommen, daß die Legitimierung des Universitätsbesuches ausbliebe — würde man auf diese Weise das Frauenstudium annullieren können? Sollte es noch einen Minister oder eine reaktionäre politische Partei geben, die sich einbilden, sie könnten, die „allzeit widerrufliche" Genehmigung wirklich zurückziehen?

Die Zulassung von Frauen zur Abiturientenprüfung ist das wichtigste, das prinzipiell entscheidende Moment gewesen. Es war von größter Bedeutung für alle späteren Schritte, daß eine gesetzliche Vorschrift, welche für Männer allein gegeben und gedacht war, nun auch auf die Frauen Anwendung fand.

Und weitere Wirkung hatte diese Tat. Sie

gab uns Frauen nun die Pflicht, nach dem Rechte zu streben. Daraus erwuchs die Schulfrage. Die Mädchengymnasien entstanden und den so kühn erscheinenden Versuch der Koedukation wagten einige Staaten, und der laute, nicht mehr zu überhörende Ruf erscholl nach der Sorge des Staats für die weibliche Bildung.

Auf den Universitäten aber ward das Bild allmählich verändert. Es war bald kein Professor mehr sicher vor Damenbesuchen, kein Hörsal verschlossen gegen die leichten Weiberfüße. Weibliche Hartnäckigkeit, weibliches Schmeicheltalent hatten ein weites Feld, sich zu entfalten. Es ist schwer zu sagen, ob es angenehmer war zu fühlen, daß nur aus Mitleid mit dem „Mädchen, das keinen Mann bekommen hat", die erbetene Zulassung zu einer Vorlesung gewährt wurde, oder sich sagen zu lassen, daß der um seine Erlaubnis angeflehte Herr eigentlich Gegner des Frauenstudiums sei, aber „einer so reizenden Vertreterin gegenüber" — Oft war's so bitter, so entwürdigend, dies Betteln, und nur der Gedanke,

daß man anderen eine Bresche schlüge, ließ die Demütigung verwinden und trieb zum Kampfe um das Recht, um die Immatrikulation. Indessen — diese Zwangsbesuche bei den Professoren waren längst nicht immer schrecklich, waren für Schüchterne zumal, die sich sonst nicht herangewagt hätten, erfreuliche, befruchtende Plauderstündchen, sie gaben Gelegenheit, sich auszusprechen über ihre Absichten, ihre Arbeit, sie brachten ihnen guten Rat ein und nützlichen Wink und freundliche Belehrung. Wie viel wahres Wohlwollen offenbarte sich da, wie viel Verständnis für unsere Bestrebungen, wie viel Freiheitlichkeit gegenüber unseren Ansprüchen! Und der hold Gesinnte legte dann wohl ein gutes Wort ein bei den weiberfeindlichen Kollegen, und manch Überredeter wurde zum Überzeugten, und allmählich — nein im Grunde überraschend schnell gab es Studentinnen aller Fakultäten. Und erst durften sie nur zuhören, dann fanden sie Einlaß in die Seminare und mußten sich dort erst stumm und passiv verhalten, so durften sie bald auch sprechen, ja „Mitglied“ werden.

War ihnen anfänglich auf einer Universität die Anatomie geschlossen, und versagte man ihnen auf der anderen Plätze in den Laboratorien, so gelang es nach kurzer Zeit doch immer, solche Widerstände zu besiegen. Oft half der Zufall dabei, auch wohl der Tod, oft gestattete in diesem Semester gute Laune, was die schlechte im vorigen verweigert.

Und als dann immer mehr Frauen kamen und es schien, als ob nun jede, die lesen und schreiben konnte, studieren und promovieren müsse, da forderte die Würde der Universitäten selbst Gesetzmäßigkeit; sollte das Ansehen des Doktordiploms nicht sinken, so mußten die Promotionsbedingungen auch von den Frauen erfüllt sein — wie von den Männern. So wurden notgedrungen auch gewisse feste Aufnahms- und Examensbestimmungen geschaffen für Frauen, welche ohne Reifezeugnis studieren wollten. Und so — man sieht es jetzt schon — wird allmählich die Regel auch hier zur Herrschaft gelangen und die Frauen aus ihrem Ausnahmezustand gänzlich befreien.

Ein Moment wird damit wegfallen, welches

für die ersten studierenden Frauen charakteristisch war: die Frauenrechtlerei. Die beginnt schon jetzt zu schwinden: so viele junge Mädchen kommen von den Gymnasien, auf welche sie von ihren Eltern geschickt worden sind, ohne daß sie Kämpfe und die Bitterkeiten der Kämpfe kennen gelernt haben. Und wie sollten die auf ebener Straße Geführten auch die Werkzeuge der Rodenden kennen und zu gebrauchen wissen?

Nein, das sind freude- und freiheitsdurstige junge Menschenkinder, welche jetzt kommen, mit ebensoviel Neugier auf „das Leben" wie die jungen Männer, mit stärkerer vielleicht. — Sie haben so viel Angst eben überstanden, jene lähmende Angst, als hinge von dem Bestehen des Maturitätsexamens alles Glück, aller Daseinswert ab! Ach, wie das gräßlich war, diese Reise in eine fremde Stadt, diese Vorstellung bei den vorher nie gesehenen Examinatoren; dies Schreiben dann des deutschen Aufsatzes, zu dem gar keine Gedanken kommen wollten, der lateinischen Übersetzung, für die plötzlich sämtliche Vokabeln aus dem

Gedächtnis verschwunden waren, und die mathematischen Aufgaben voll geheimnisschwerer Tücke! Und dann die Wochen der Spannung, ob du zum zweiten Teil der Folter zugelassen wirst. O diese mündliche Prüfung! Eigentlich war sie ja nicht schwer, aber die Herren fragten auf so merkwürdige Art. Man mußte sich immer erst besinnen, was sie wollten, und oft glaubtest du, daß sie etwas so lächerlich Einfaches doch gar nicht fragen könnten! Und endlich, endlich war auch das vorüber. „Bestanden", klang es in deinen Ohren — eigentlich freutest du dich nicht so, wenn du ehrlich gestehen sollst. Es war nur ein Aufatmen nach der Entlastung. Du bist zu müde. Diese ganzen vier Jahre waren nur Hetzerei gewesen.

Wie zuversichtlich fangen die jungen Mädchen alle an zu lernen — auf der höheren Töchterschule haben sie immer glänzende Zeugnisse bekommen, „Sehr gut" im Deutschen und Französischen und in der Geschichte und überall; ihre Aufsätze waren stets gelobt worden, als warm empfunden und gedankenreich! Und

wenn sie nun Gymnasialunterricht erhalten, dann stellt sich heraus, daß sie nichts können, nichts verstehen, daß sie nichts ordentlich gelernt haben, am allerwenigsten arbeiten und denken. So muß das Versäumte nachgeholt werden. Wie lächerlich schwer es ist, grammatische Begriffe sich zu eigen zu machen, erfährt das Mädchen jetzt voll Erstaunen und — mein Gott! — die Kunst des Disponierens! Wie man sich in der Mathematik — und Physikstunde blamiert, das ist gar nicht zu ertragen, und Geschichte? Geschichte ist etwas anderes als eine Unmenge von Jahreszahlen? Wie wäre das herrlich, Zeit zu haben, um all das Neue zu genießen, aber das Examen! Vorwärts, vorwärts! In jeden Schriftsteller einen Blick tun, sorgfältig Inhaltsangaben machen; Formeln lernen, Zahlen lernen — es wird doch wieder dasselbe oberflächliche, selbsttäuschende Arbeiten wie vorher. Immer noch keine Bildung, noch kein Genügen — aber die Universität wird beides bringen!

Die meisten Mädchen wenden sich mit diesen Gedanken dem Studium zu! Einige aber haben

es schon besser gehabt. Einmal diejenigen, welche auf einem sechsklassigen Mädchengymnasium sich für die Absolutorialprüfung vorbereitet haben, dann solche, die Koedukation genossen haben, auf Gymnasien in Baden und Württemberg!

Es ist klar, daß die auf ordnungsmäßigen Schulen vorgebildeten Studentinnen sicherer, selbstzufriedener sich geben als die anderen, welche durch Privatunterricht oder auf Kursen, die eigentlich — Pressen sind, mühsam zum Examen sich durchgerungen haben. Sie fassen das Studium als das Natürliche, ihnen einzig Zustehende und übersehen gerne, wie viel mehr Charakterstärke die irregulär gegangenen beweisen mußten.

Noch immer ist das äußere Bild bunt genug, welches die Studentinnen bieten, noch immer wenig Ansatz zur typischen Erscheinung. Noch immer sind auch die Altersdifferenzen sehr groß. Wie neben vierzehnjährigen Backfischen längst mündige Frauen auf der Schulbank gesessen haben, so finden sich jetzt Mädchen von achtzehn Jahren an der Seite von Dreißigerinnen.

Sieh hier dies kokette Dämchen mit modernster Frisur, spitzen Stiefelchen und Wespentaille! Sie geht ganz vertraut, und offenbar über den Kontrast selbst erfreut, mit einem weiblichen Wesen aus jener Zeit, da die Frauenemanzipation mit dem Schneiden des Haupthaares begann. Auf dem Jungenkopf sitzt natürlich eine Mütze und den Mantel haben Wind und Wetter geliebkost. Der aber, welche jetzt die Treppe herunterrauscht, geh aus dem Wege — sie ist, wer weiß, wie parfümiert! — Und dort eine anmutige Erscheinung, die ein Kleid trägt, in dem sie gewiß arbeiten kann, neben ihr eine Dame, mit seidenem Schleppkleid und Diamanten im Ohr!

Selbst das Fach hat noch keine äußerliche Klassifizierung hervorzubringen vermocht. Man kann im allgemeinen wohl den männlichen Mediziner vom Juristen unterscheiden; aber die Medizinerin von der Philologin — das ist noch nicht möglich. Da traf ich neulich ein junges Kind mit ängstlichen Augen und rührend schüchternen Bewegungen, und

ich fragte: Sag mir, was willst du studieren?
„Medizin.“

Medizin? Du mit deinen zarten Gliedern? Mit dem stets bereiten Erröten unter der Haut?

„O, ich bin ganz stark; und das dumme Rotwerden wird mir die Zeit schon abgewöhnen.“

Aber weißt du, was Medizin — studieren heißt?

„Es ist gewiß schwer; aber ich habe immer so für den Arztberuf geschwärmt, als ich für mich selber noch gar nicht daran denken konnte.“

O du Kind! Eine Schwärmerei heiße ich das für Wunden und Geschwüre, für Fäulnis und Gestank, für Schmutz und Ansteckung; für Verkehr mit Armut und Häßlichkeit und Schande, mit Hochmut und Dummheit! Eine Schwärmerei ist's für Hilflosigkeit da, wo man sein Leben gäbe, um helfen zu können; für Rettungspflicht, wo man morden möchte; für Erhaltungsmühen, wo man vernichten sollte! Aus welcher Schwärmerei willst du deine blühende Jugend dahingeben?

„Wozu hätte ich Jugend und Kraft, wenn nicht, um sie hinzugeben für edlen Zweck? — Und wo gibt es denn einen Beruf, der des Widrigen nicht ebensoviel böte? Wer aber kann so beglücken wie der Arzt? Wer so viel Schmerzen lindern? Wer so viele Tränen trocknen?"

Ja, so sind schwache Frauen! Um einstmals beglücken zu können, um nach Jahren Kinderweinen zu stillen, schamhafte Frauen von Folterqualen zu befreien — darum nehmen sie selbst den Kampf mit tausend Leiden auf sich, überwinden sie den Ekel und das Entsetzen, die heilige Scham selbst, welche stark ist wie das Leben. Zügeln sie doch ihre leichtvibrierenden Nerven, stählen die so empfindlichen Sinne, härten Muskeln und Hand ab, üben alle Glieder und Organe!

Wahrlich! es ist ein Wunder zu schauen, wie manch ein von Mutterhänden zärtlich behütetes Kind im Anatomiesaal steht vor Leichen und widrigen Eingeweiden, wie die feinen Finger, welche nach alter Weise bestimmt erscheinen, mit einer Stickerei zu kokettieren oder

mit dem Fächer zu spielen, das Seziermesser halten. Ach! daß sie lernen müssen, welche Lebensweise diesen Mann verzehrt, jene Frau verdorben hat! Wenn alle Abgründe der menschlichen Gesellschaft sich vor ihren Augen auftun an den Kinderleibern, die schon vor der Geburt vergiftet waren — daß sie dann nicht sich abwenden, nicht weinen dürfen!

Und wie danach das Leben draußen sie anblickt! Es grinst sie an, wie aus tausend Masken, welche Entsetzliches bergen. — Wie unbegreiflich, daß es noch Lachen gibt! Wie schmachvoll, daß Wissende noch scherzen können! —

Wie furchtbar sündvoll ist das Wissen! Es ist wahrlich der Tod! Nein, trauriges Herz, das Wissen um das Grauenhafte, das Wissen um den Tod ist das Leben!

Der Schauder, mit welchem wir in die jähe Gefahr niederschauen, läßt uns unser Dasein doppelt warm fühlen. Das Laster erweckt uns zum Verstehen der großen, zermalmenden Leidenschaft und die Überfülle der Versuchungen, mildert unsere Strenge und stärkt

unsere Hilfsfreudigkeit. Gerechter wird nun unser Mitleid und unsere Verachtung. Wer möchte diesen Reichtum neuer Empfindungen, diese Intensität alles Fühlens fortgeben, um schlafvolle Nächte und kühle Augen wiederzugewinnen? Und bald wird ja dieser Sturm, den die Erkenntnis aufregte, stiller werden. Weiteres Forschen, tüchtiges Arbeiten, ruhiges Nachdenken zeigen einen Weg, welchen die Hilfe gehen kann, auf welchem alle Kräfte ausgenutzt werden können für den Zweck der Schadenheilung. Deinen Willen findest du dann gestärkt und deine Hand beruhigt, so daß sie den notwendigen Schmerz zu erteilen vermag, welcher die Genesung einleiten soll. Und mit all deiner früheren holden Heiterkeit gewinnst du die ängstlichen Kinderherzen, tröstest zagende Eltern und lockst das scheue Vertrauen armer, leidender Weiber hervor.

Ja, um deswillen lohnt es sich, in den ekelhaften Strudel der Krankheiten seine Hände zu tauchen! Und eine Freude ist es zu sehen, wie viel tapfere Schritte in den Seziersaal gehen.

Indes sind es nicht alle Medizinerinnen, welche dort in dem Arbeitskittel sich aufmerksam niederbeugen. Ist doch die Physiologie überhaupt ein Gebiet, welches den Frauengeist in seinen Bannkreis zwingt. Müssen nicht auch gerade sie in ihrer Mutterschaftsbestimmung den warmen Drang spüren, die Lebensprozesse zu erforschen? Die Geheimnisse des Keimens und Werdens, die Wunder alle der schaffenden, der zeugenden und gebärenden Natur? Es ist ein tiefes Sehnen nach dem Erschauen dieses Unbegreiflichen, es es ist viel mehr, viel Besseres als geplagte Neugier nach dem bisher ihnen ängstlich Verhüllten, obgleich gerade das Nichtwissensollen um diese interessantesten Dinge das Verlangen verschärft. „Die Biologie hat mein Herz gepackt," las ich neulich in einem lieben Mädchenbriefe, „sie scheint mir das einzige Studium, welches Sinn hat!"

Vielleicht ist auch das ein Grund, daß im weiblichen Gemüte noch so viel Bedürfnis danach lebt, Ehrfurcht zu empfinden; denn die Ehrfurcht braucht das Geheimnisvolle, das

Halbdunkel, das Unerklärliche. Darum hat die Deszendenzlehre so unwiderstehlichen Reiz, begeistern Zoologie und Botanik das Herz.

Und dann die Geologie! Sie zwingt die weibliche Phantasie, welche bisher kraft unserer Erziehung zur Enge, lieber in die idyllische Hütte sich zurückzog, lieber zum grünen Waldlager, zum sonnigen Uferrand sich flüchtete, den Flug in die Abgründe der Erde zu wagen, um das Toben der Vulkane zu hören, die Zerstörungswut des Wassers zu sehen. Die Geologie lockt mehr als die anderen Naturwissenschaften die Studierenden hinaus ins Freie, sie ruft auch die Frau aus dem Hause, treibt sie auf die Berge und öffnet ihr die Augen zum Blicken in Weiten und Tiefen. Freilich wir brauchen noch Zeit — wir sind der Natur entwöhnt und des einsamen Wanderns. Zur Stubengelehrsamkeit scheinen wir daher zuerst noch bestimmt.

Vielleicht wird darum die Chemie so sehr bevorzugt?

Scheint es doch, als würde sie in der Stille des Laboratoriums Antwort geben auf viele,

viele Fragen über Wachstum und Entwicklung, scheint doch der chemische Prozeß das letzte Ende jedes Vorganges im Organismus, ist doch selbst das Atom belebt und vermenschlicht, wird das anorganische bewegt von Verwandtschaft und Abstoßung!

Die Anlage — manche Leute meinen, auch die Neigung — zum Kochen, als einem „weiblichen" Geschäfte befähigt die Frauen wohl zu der Laboratoriums-Arbeit. Jedenfalls unterstützt sie die Geschicklichkeit ihrer Hände beim Gebrauch der Töpfchen und Tiegelchen und hilft ihnen die Feinheit ihrer Zunge und der durch keine Wirtshausstickluft stumpf gewordene Geruchssinn beim Erkennen der Stoffe. Ferner kommt ihnen ihre Geduld zustatten. Doch, sagt man, schadet ihnen oft und oft ihre Flüchtigkeit.

Auf dem Gebiete aber, welches jegliches flüchtiges Arbeiten ausschließt, sollen Frauen ihr Bestes leisten, auf dem Gebiete der Mathematik.

Nein, ich zitiere Sonja Kowalewska nicht.

Im Grunde scheint nicht so sehr die Be-

fähigung der Frauen zur Mathematik wundervoll, sondern ihre Neigung zu dieser unpersönlichsten, zur abstraktesten aller Wissenschaften.

Aber wer weiß denn, wieviel physischer Zwang unsere geistigen Bedürfnisse bestimmt? Ist das Streben nach Harmonie etwas anderes als das gesetzmäßige Hervortreiben von Blatt und Blüte? Wie der eine Mensch zur Gestaltung seiner Persönlichkeit Beschränkung braucht, Zusammenziehung, Einseitigkeit, so der andere Ausdehnung, Ergänzung, Gegengewicht. Die Mannigfaltigkeit der Probleme, die nie abrollende Kette der Fragen befriedigt ein Temperament, dem die Spannung Lebensenergie bedeutet. Und andererseits würden geistig sehr aktive und zugleich sehr sensitive Frauen sich verzehren, wenn ihre gesamte Denkkraft sich einzig in den Dienst ihres Gemütes stellen müßte. Die Medizin würde sie töten. Daher geben sie instinktiv ihrem Verstande da vollen, unbeschränkten Spielraum, wo ihr Gefühl nicht darein sprechen kann. Und sie empfinden eine große Lust an

der unvergleichlichen geistigen Gymnastik, welche sie treiben, eine völlige ästhetische Befriedigung an der Gradheit und Zuverlässigkeit aller Resultate, an der „Eleganz“ der Lösungen. Die fest konzentrierte, ganz konsequente Arbeit entwickelt den Willen, stärkt die Selbstbeherrschung; die Abstraktion, die ewig geübte, lehrt das Persönliche vom Sachlichen scheiden, erweckt oder kräftigt das Gerechtigkeitsgefühl — in der Tat: die Mathematik führt den Menschen zum Ebenmaß.

Und dennoch erbaut auch das Gemüt sich an ihr. Denn die Phantasie wird machtvoll angeregt und beflügelt: eine kleine Figur von wenigen Strichen, ja eine Formel nur von ein paar Buchstaben und Zahlen vermag den Sturz des rauschenden Bergbaches, die glänzende Bahn der Kometen, den Lauf des elektrischen Stromes dir vorzuzaubern. Die Aneinanderreihung kleinzahliger Brüche hat die Kraft, dir alle Entzückungen der Musik wachzurufen. In die Unendlichkeit hinaus wirft dich ein winziges Zeichen und die Bahn unsichtbarer Sterne sagst du voraus. Die Macht

des Menschen steht hier am glorreichsten aufrecht, denn seines Geistes Größe bereichert ihn mit allem, was Erde und Himmel besitzen. Und welche Frau würde diese Macht sich nicht voll Glückes bewußt?

Der Ohnmacht Gefühl hingegen ist es, welches die Frauen zum Studium des Rechts treibt. Es ist bezeichnend — in Paranthese sei es erlaubt zu sagen — daß die juristischen Fakultäten sich meist zuletzt zur Einlassung von Frauen entschlossen haben. Wer kann sich auch verhehlen, daß es Kampflustige sind, die das Recht erkunden wollen, das Recht, kraft dessen der Mann unser Geschlecht unterdrückt, deklassiert, ausschließt von der Kulturarbeit? Unter diesem Gesichtspunkte studieren sie die Rechtsgeschichte der Völker, forschen nach den Gründen der Sklaverei in alter und neuer Zeit, untersuchen die Logik der herrschenden Gesetzbücher. Sie werden es wagen, die juristischen Normen zu kritisieren, nach welchen der schuldige Mann geschützt, die schuldige Frau gestraft wird. Sie werden ihre Stimmen erheben für die illegitimen Kinder

und die verführten Mädchen, für die unglückseligsten der Menschen: die Mütter, welche ihr eigen Kind gemordet. Schutz werden sie fordern für die Schwachen, Belehrung für die des Rechts Unkundigen, Erziehung für die Verwahrlosten. Freie Bahn werden sie verlangen für die, welche arbeiten wollen, gleiches Bestimmungsrecht für die Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder, für die Bürgerin bei der Schaffung der Gesetze und der Verfügung über die Staatsgüter. Für sich selbst aber beanspruchen sie das Recht, schon jetzt einzutreten für die Benachteiligten, die Gestrauchelten zu verteidigen, das Gesetz anzurufen für die Mißbrauchten.

Wahrlich sie sind die in der ersten Linie Kämpfenden, die des Sieges gewiß bleiben, auch wenn sie fallen, gewiß, wie alle, welche an die Herrschaftsbestimmung der Gerechtigkeit glauben.

Verwandt mit den Juristinnen sind jene Frauen, welche sich der Nationalökonomie zuwenden. Auch sie wollen kämpfen gegen Ausbeutung und Erniedrigung der Frau, aber mehr in praktischer Tätigkeit. Darum be-

schränken sie zumeist die Laufbahn ihrer Träume von Wirkensmöglichkeit auf der Arbeiterinnen Los. Sie senden ihre Gedanken in die Fabriken und Werkstätten, in die dunklen Stuben, wo die „Heim"= — empörender Hohn! — wo die Heimarbeiterinnen ihr jammervolles Leben fristen. Ihr Sorgen umfaßt den Schutz der Kinder, welchen die Arbeit ihre Eltern entzieht und allen Jugendfrohsinn raubt; welchen die Not den Schlaf und die frische Luft entwendet; welchen die Wohnung Unschuld und Ehrfurcht stiehlt. Diese jungen Mädchen bereiten sich vor, dereinst als Fabrikinspektorinnen die Klagen der Arbeiterinnen zu vernehmen und ihnen Abhilfe zu suchen; sie rüsten sich zum Streite mit gewissenlosen Unternehmern und rohen, schamlosen „Herren"! Und ihre Seelen stählen sie zum Gange nach den Stätten des Lasters, zur Berührung mit der Prostituierten. Sie wissen, sie werden Segen stiften können, und sie gleichen den Medizinerinnen in ihrem Beglückungshoffen und im opferfrohen Niederzwingen ererbten und erzogenen Schamgefühles.

Wenn man erwägt, daß diese inneren Kämpfe, welche aus der Hingabe des ganzen Wesens an ein aller Konvention feindliches Berufsstudium hervorgehen, eine gewisse körperliche Kräftigkeit, ein bei Frauen der gebildeten Stände nicht gewöhnliches, robustes Nervensystem erfordern, so wird es nicht befremdlich erscheinen, daß sich die Mehrzahl der Studentinnen in der philosophischen Fakultät findet. Wohl keine Vorlesung mehr in all den zahlreichen Fächern ohne weibliche Hörer! Da beweist zunächst die Philologie und besonders die klassische große Anziehungskraft, allerdings erscheint sie als eigentliches „Brotstudium", aber unleugbar ist auch rein sachliche Liebhaberei von Einfluß auf ihre Erwählung — zum Erstaunen der Männer, welche von ihrer Schulzeit her noch den Haß gegen die lateinische Grammatik, die Verba auf mi und den bis zum Überdruß gelesenen und mißhandelten Xenophon bewahren. Aber den Frauen ist dies alles bisher doch selten verleidet worden, sie hatten nicht so endlose Zeit auf die Erlernung der Formenlehre und auf

lateinische Stilübungen verwenden müssen, auch hatten die griechischen Autoren in ihnen schon mehr gereiftes Verständnis getroffen und all ihren Zauber, den Frauen sonst unbekannten, in die offenen Mädchenseelen ergossen. Somit ist ihnen das Studium der Philologie nur als Fortsetzung der geliebten Gymnasiumsstunden erschienen.

Allerdings ist das vorerst eine Enttäuschung — ach! — welche Enttäuschung!

Wozu wird in Philologenhänden ein Schriftsteller? Zu einem Sammelsurium von literarischen und historischen und paläographischen Notizlein, Textkritik und Konjekturenspiel, metrischen, grammatischen, sprachlichen Diskursen, ästhetischen und moralischen Betrachtungen und — Bibliographie, Bibliographie, Bibliographie!

„Was," fragst du betrübt und betäubt, „ist mir übrig geblieben von einem Werke, welches mir Freude, Genuß, Erhebung versprochen hatte?"

Sei nur klug, lies vorher selbst das Werk, erwirb dir einen reinen Eindruck und ein

eigenes Urteil; und habe Geduld! Durch andere Kollegs gewinnt man mit der Zeit allgemeinere Kenntnisse, an welche sich alle die einzelnen Notizen, die Bemerkungen jeder Art assimilieren können.

Gelehrtes Wissen zu sammeln gewährt die Philologie die wundervollste Gelegenheit und die herrschende „historische“ Richtung ermuntert noch dazu. Wenn es wahr ist, was behauptet wird, daß die Frauen für Literaturgeschichte ein besonderes Talent besitzen, dann wird man hier noch Wunder von Weibergelehrsamkeit schauen!

Indes hat doch auch die Sprachwissenschaft ihre Jüngerinnen; diejenigen, welche Sanskrit, Gotisch, Isländisch treiben, sind verhältnismäßig zahlreich. Warum sollte denn auch hier das Evolutionsprinzip seinen Anreiz versagen? Der Gedanke an die Völkerverwandtschaft und Urgemeinschaft muß Phantasie und Gemüt mit Wärme erfüllen, der mächtige Trieb zur Psychologie kann sich tummeln im größten und reichsten Fischwasser, und das Rätselhafte ist noch in solcher Fülle da, daß

es den Geist nicht ermüden noch erlahmen läßt. Ein gründliches Sprachstudium aber ist von größtem Werte und von größter Wichtigkeit für jene, welche künftig lehren wollen. Denn dieses allein befähigt dazu, den antiken Sprachen den Charakter als toten Sprachen zu benehmen, aus den Büchern redende Menschen hervorzuzaubern und die unvergängliche Schönheit der griechischen Poesie auferstehen zu lassen. Es befähigt dazu, an modernen Sprachen die Entwicklung des menschlichen Geistes, den Gang der Zivilisation, die Sittenverwandtschaft der Gegenwartsnation zur Erkenntnis zu bringen. Und was kann der wirklich Sprachkundige aus der deutschen Grammatikstunde machen? Wie kann er alle Unterrichtsstunden beleben, alle Wissensgegenstände miteinander verknüpfen, indem er die alten Namen, die unverständlichen Bezeichnungen erklärt, und die Bilder, an welchen unsere Redeweise solchen Überfluß hat, wieder Gestalt und Farbe annehmen läßt. Wie ungezwungen könnte man Kulturgeschichte im wahren Sinne des Wortes treiben an der

Hand der Muttersprache! Aber das ist ja das Merkwürdige an der Lehrervorbereitung, daß das Studium für den Beruf nur Wissen, kein Können mitgibt.

Alles Geschichtliche weckt der Frauen Interesse, weil ihr Hunger nach positivem Wissen dadurch am ehesten und meisten befriedigt wird; weil sie hoffen, dadurch zu unparteiischem Urteil zu gelangen und zu einem besseren Verständnis der gegenwärtigen Kunst und Politik. Auch die Philosophie muß Historie sein, oder aber Ästhetik oder Psychologie — also praktisch. Wer wird es nicht begreiflich finden, daß die Frauen das reale Leben, welches sie zum langentbehrten Mittun aufruft, ansprechender dünkt, als die leere Träumerei, zu welcher sie bisher verurteilt waren, und daß die kühne Spekulation, die systembildende Philosophie ihnen — wie fast allen modernen Wirklichkeits- und Diesseitsmenschen — dahin zu gehören scheint? Das praktische Leben!

Das zwingt nun auch schon die studierenden Frauen, sich zu ducken und zu beschränken,

auf daß sie zu ihm gelangen durch die niedrige enge Pforte der Examina.

Es ist männiglich bekannt, daß ein Bundesratsbeschluß den Medizinerinnen ermöglicht, durch das Bestehen der reichsdeutschen Approbationsprüfung aus dem Stande der Kurpfuscherinnen, wohin sie ein ausländisches Examen verbannt hatte, sich zu retten. Die Prüfungen für den Gymnasiallehrerberuf, sei es in Mathematik und Naturwissenschaften, sei es in Geschichte und Geographie, sei es in klassischer oder neusprachlicher oder deutscher Philologie, sind ihnen erlaubt. Die Doktorpromotion eröffnet ihnen zu vielen anderen Berufen die Möglichkeit. Bibliotheken, wissenschaftliche Institute aller Art, öffentliche und private stellen Frauen an. Auch die akademische Karriere wird ihnen kaum noch lange verschlossen bleiben.

Der mittelmäßige Ausfall der Prüfungen hat vielfach überrascht, weil man nämlich erwartet hatte, daß nur Genies sich zum Studium entschließen würden; hat Männer zum Triumphlächeln verführt, Frauen zu Niedergeschlagen-

heit verstimmt. Und doch: wäre es nicht ungerecht, wenn man selbst aus schlechten Prüfungsresultaten — und schlechte sind es absolut nicht, sondern von gutem Mittelmaß — die intellektuelle Minderwertigkeit der Frau zu demonstrieren suchte? Man sollte nie vergessen, daß ein Examen über die Begabung nichts aussagt — genug berühmte Männer haben jämmerliche Examensnoten davon getragen wie jedermann bekannt, und außerdem — ich wiederhole es: von hochbegabten Frauen studiert annoch ein ganz geringer Prozentsatz.

Vielleicht aber sind sie gerade unter jenen zu finden, welche das Studium nicht als Vorbereitung zu einem Beruf betreiben, sondern nur zum ernsten Zweck ihrer weiteren Ausbildung die Universität besuchen. Von Examenangst und -hast unbehelligt, können sie ihrer Wissensbegier Genüge tun, ihrer Neigung gemäß sich Kenntnisse erarbeiten, nach ihrem Urteil und Geschmack das Wesentlichste allein zu betreiben, das Unwesentliche beiseite liegen lassen.

Aber selten sind solche — vielleicht bilde

ich mir auch nur ein, daß sie existieren und hat mein hoffender, gern findender Blick eine, die mit aufmerksamer Stille dasaß, unrechtmäßig ausgesondert aus der Gruppe derer, welche im Hörsaal vornehmen Ersatz für das Kränzchen mit den Freundinnen suchten, welche deutsche Literatur nnd Kunstgeschichte hier noch reizender finden als auf der Töchterschule oder im Pensionat, welche den Faust nun „verstehen“ und das Wesen der bildenden Kunst „in seiner Tiefe begriffen“ haben.

Ob wir denn nie vom Dilettantismus erlöst werden?

Ob dieser Fluch uns überallhin folgen muß?

Sollte nicht die Universität uns die Stätte sein, wo wir Erlösung fänden von der Oberflächlichkeit, von der Tändelei mit dem Leben — und nun soll auch die Wissenschaft der albernen Mode dienen, wie schon die Kunst es gemußt?

Indessen — begreifen wir auch dies! Die Erziehung der Mädchen aus „guter Familie“, diese Dressur auf ein Puppendasein ohne Ernst und Pflicht, die Bestimmung allein zur Dekoration des Salons kann so schnell nicht

verwunden werden. Vielleicht ist's auch gut, daß recht viele Leute einsehen, wie schlecht unsere guten Manieren sind; wie der eigentliche Sinn der Anstandsregel: die Rücksicht auf den Mitmenschen, verloren gegangen ist. Wie würden sonst Damen mit Hüten im Hörsaal sitzen und den Studenten nicht nur den Anblick des Vortragenden entziehen, sondern ihnen oft sogar das Sehen von Experimenten, Abbildungen usw. unmöglich machen! Wie würden sonst sie, die so viel Zeit haben, vor alle Wartenden sich zu stellen wagen, obwohl sie zuletzt gekommen sind? Ein bißchen soziale Erziehung sollte die Universität ihnen geben — dann hätten auch sie einen Gewinn. Man vergesse nie, daß auch Äußerliches auf das Innere zurückwirkt.

Läge hier nicht eine Aufgabe für die studierende Frau? Aber dazu müßten sich die Studentinnen zusammentun, müßten selbst erst die Gemeinschaftstugenden lernen: Solidarität und Disziplin. Man sollte meinen, daß die Frauen das stärkste Bedürfnis haben müßten, sich aneinander zu schließen, zu ge-

meinsamer Wirkung zusammenzutreten; zumal da, wo ihnen noch Rechte vorenthalten sind, wo es noch etwas zu erkämpfen, zu lernen gibt. Aber nein — die Studentinnenvereine sind im allgemeinen kläglich. Die Sehnsucht nach Freiheit ist das stärkste Gefühl, die bisher kaum gekannte Unabhängigkeit gibt ihnen so viel Glück und Stolz, daß sie jede Beschränkung, jede Verpflichtung als Beeinträchtigung empfinden. Wahrscheinlich muß erst die Not kommen, muß erst das praktische Leben mit seinen Existenzkämpfen ihnen in die akademische Sorglosigkeit hereindrohen und ihnen gemeinsames Wirken als schätzenswert zeigen. Es kann ja nicht ausbleiben, daß die Einzelne, um irgend einen Plan durchzusetzen, stützender Hände bedarf; und wie den akademisch gebildeten Mann das öffentliche Leben in die erste Reihe stellt, so wird es auch die studierten Frauen dahin hervorrufen. Und daß dazu eine Vorbereitung nötig ist, eine Schulung des Redens, der Versammlungsleitung, eine Kenntnis des Vereinswesens, der Behandlung einer Masse, eine

Ausbildung organisatorischer Anlagen — das werden auch die Frauen einsehen und damit den Willen in sich keimen fühlen, sich so wichtigen Besitz anzueignen.

Möglicherweise aber kommt bald die Zeit, in der Studentinnenvereine nicht mehr nötig oder überhaupt existenzberechtigt sind, da die Frauen auch diese Vorbereitung gemeinsam mit ihren männlichen Kollegen betreiben werden, wie sie ja auch nicht berufen sind, in einem Amazonenstaat dereinst zu wirken. Freilich jetzt drängt ihre gar zu kleine Minorität sie noch zur Absonderung in anderen Zirkeln, und vorerst müssen sie ja noch die Elemente eines geordneten Zusammenseins lernen: schweigen zur rechten Zeit und reden, wenn man etwas zu sagen hat, und Kritik ertragen und pünktlich sein — kurz Disziplin.

Disziplin!

Ich will es an dieser Stelle sagen: die Männer sind uns überlegen. Sie werden uns überlegen bleiben, so lange sie Disziplin haben und wir nicht. Also vermutlich noch ein Weilchen. —

Denn Disziplin ist ein Produkt sorgfältiger Erziehung, ist die zur Natur gewordene Gewohnheit, sich einzuordnen; Disziplin ist die aktive Achtung vor dem Gesetz.

Wir Frauen kennen kein Gesetz; wir kennen nur Willkür, mit ihr allein uns abzufinden, haben wir daher gelernt. Wir können sehr gut gehorchen und sehr gut — herrschen. Immer der Einzelwille bestimmt unser Leben — auch in den Schulen, wo in den Kinderaugen der Herr Direktor regiert wie der liebe Gott, oder die Privatschulvorsteherin die Sonne scheinen läßt gleich über Gerechte und Ungerechte. Aber gewiß liegt etwas in unserer Natur, das sich gegen die Reihenordnung aufbäumt — welch Unterschied ist zwischen einer Klasse von turnenden Mädchen und einer von Knaben! Diesen vermag man ein Bild von einem Klassenganzen und einen Sozialstolz beizubringen, aber in Mädchen erweckt man immer nur Individual-Eitelkeit. Und wenn die Sitte einem Mädchen das Leben verpfuscht, so ist das jämmerlichste dabei, daß sie ihm nicht wie ein großes allgemeines

Schicksal erscheint, sondern ganz konkret als Frau Schulze und Herr Meyer.

Ich habe früher immer geglaubt, die Männer wären sachlicher als wir, aber das finde ich jetzt nicht mehr, im Gegenteile bei allen Reden und Debatten zeigen sie viel mehr Neigung, vom Thema abzuschweifen, als wir, werden sie viel persönlicher — nehmen sie nichts so übel, als wenn man die Sache über ihre persönlichen Wünsche stellt; aber wenn sie für ihre Partei einstehen müssen, für ihren Stand kämpfen, und besonders, wenn sie eine Tradition aufrecht zu erhalten haben — dann sind sie nur Soldaten (oft erscheinen sie ja wie Gliederpuppen!). Siehe unsere Parlamente und unsere Studentenverbindungen! Nein, nicht nur die Korps oder Burschenschaften, sondern die zufällig zusammengestellten Genossen in einem Laboratorium oder Seminar. Wäre es denkbar, daß einer von ihnen sich etwas erlauben würde, wodurch er die Gemeinsamkeit so verletzen würde wie jene Damen, welche den Hut im Hörsaal auf dem Kopfe behalten?

Weil nun die Universität eine alte Insti-

tution ist, in der die Wissenschaft gesetzmäßig gepflegt wird, so findet der junge Mann bald seinen Anteil an der allgemeinen Arbeit. Das Gymnasium mit seinem Zwang und Drill, mit der Systematisierung des gesamten Unterrichts, mit seiner Uniformierung des Denkens hat ihn dazu fähig gemacht. Alle diese jungen Männer, welche so sehr unter dem Druck der Schule geseufzt haben, wissen gar nicht, daß sie ihm eine große Erleichterung ihrer Arbeit verdanken. Ihnen ist von vornherein die Richtung gewiesen, sie brauchen kein Nachdenken über die Mittel, vorwärts zu kommen, und eine gewisse, nicht abzuleugnende Trägheit heißt sie sich weiter nicht besinnen, denselben Weg zu befahren, wie ihre älteren Kollegen und deren Lehrer; darauf sind sie sicher, müssen keinen Aufenthalt befürchten und keine Irrpfade. Die Tradition ist unglaublich mächtig, und die Strömung des Alltäglichen zieht der Schwerfälligen Blick und Schritt unwiderstehlich mit sich fort. Gewiß kommt auch der leichteren Disziplinierung eine Anlage in dem männlichen Geschlecht entgegen,

der Hang zur Pedanterie scheint zu allgemein, als daß er nicht aus der Natur sich ableiten sollte. Er äußert sich schon in den Spielen der Knaben, und die Spielzeuge, welche man ihnen gibt: Baukästen, Soldaten und anderes mehr unterstützen ihn wieder. Mädchen dagegen spielen nicht mit Massen, haben auch selten Lust und Geduld dazu, sie lieben nicht die Gleichartigkeit, sondern die Abwechselung. Ihr Sinn richtet sich auf eine individuelle Ordnung, nicht auf eine schematische.

Die Mädchenschule aber mit ihrem Vielerlei lehrt sie nicht sich konzentrieren. Es ist kaum ein Lehrgegenstand, der sie zu folgerichtigem Denken zwänge. Der Sprachunterricht verleitet sie zu leichtem Geplapper, Rechnen bleibt ein äußerliches Kombinieren und das Deutsche erweckt nur Schwärmerei und Gefühlsunklarheiten — die drei oder vier, im besten Falle sechs Jahre ernsterer Arbeit, welche dem Abiturientenexamen vorangehen, können nur etwas bessern — hauptsächlich darum, weil der Mangel selten erkannt und recht gewürdigt wird. Aber so, wie dann die Konkurrenz

mit den Männern kommt, wenn wir sehen, daß wir im Nachteil sind, wenn wir über ihre Korrektheit nicht mehr spotten, sondern uns ärgern, daß sie uns — nein unmöglich nicht, aber doch kaum erreichbar erscheint, wenn unsere Flüchtigkeit uns eine sonst ganz anständige Arbeit verdirbt, unsere Unpünktlichkeit und Vergeßlichkeit uns Unannehmlichkeiten bringt, und wenn uns gar ein wohlwollender Lehrer ob jener Dinge tadelt, dann finden wir schließlich die eine Ursache all dieser Ärgernisse heraus: wir haben keine Disziplin.

Wir sind fleißig — mit einer gewissen Freude erkennen die Männer das an, gerade als ob Fleiß etwas wäre, dessen man sich zu schämen hätte! — wir sind opfermütig genug, lange Tabellen aufstellen, große Rechnungen ausführen zu wollen, alles sieht sauber und schön geschrieben aus, ist aber meist voller Fehler; chemische Analysen sind unzuverlässig; Abschriften sind ungenau, und so geht es fort. Ein Fleiß ohne Resultat — das ist unintelligenter Fleiß, und darum müßten wir uns eigentlich doch schämen.

Dies Urteil über die Studentinnen wird wohl manchen, der es liest, überraschen. Hört man doch fast nur unser Lob! Nun, es ist erklärlich, daß nicht jeder die einzelnen Kleinigkeiten summiert, geschweige denn, daß er die Potenz: „Disziplinlosigkeit“ aus Flüchtigkeit und Widerspruchsgeist herstellt. Die Vorzüge, welche in der schnellen Auffassungsgabe der Frau liegen, in ihrer Redesicherheit, in dem oft rein gefühlsmäßigen Erkennen des Verwandten und Zusammengehörigen, diese Vorzüge, welche dem Lehrer Freude bereiten, den Mitlernenden zum Wetteifer beleben, sind natürlich viel auffälliger.

Wenn man, ehe das Frauenstudium Tatsache war, von der die Männer bedrohenden Konkurrenz sprach, so dachte man eigentlich immer an die materielle im praktischen Berufe, also an Konkurrenz nach der Universität; man fürchtete Unterbietung, wie in der Industrie, Herabwertung geistiger Arbeit. Daß der Student sich etwa zusammenraffen müßte, um durch eine Weiberleistung nicht überholt zu werden, das zu vermuten, war gewiß

keinem Menschen eingefallen. Die Spannung, welche man auf den Gesichtern las, wenn eine Frau einmal reden sollte, war nur die angenehme, daß sie etwas Albernes sagen würde. — Diese Erwartung soll öfter getäuscht worden sein, und das empfindet der Mann als eine Beleidigung, das muß wett gemacht werden; man strengt sich an, man arbeitet, denkt nach, gibt sich Mühe zur Schnelligkeit; kurz, Regsamkeit und Frische kommt hinein in die ganze Gesellschaft. Prachtvoll zeigt sich hier wieder der Korpsgeist der Männer!

Denn natürlich erkennt keiner ohne weiteres die bessere Leistung der Kollegin an, einer hilft dem andern kritisieren, jeder für sein Teil sucht ihren Wert herabzusetzen, tut alles, sie nicht etwa auf Lorbern ruhen zu lassen. Was ja für sie kein Schaden ist.

O, ich werde euch schon beweisen, — so verkündet das Blitzen ihrer Augen — daß ich hier nicht etwa das blinde Huhn bin, das auch einmal ein Korn erwischt; ich weiß, was ich sage und weshalb ich es sage!

Und der schönste Kampf ist entfacht. Aber in diesem Streite steht viel mehr, viel tieferes zur Entscheidung; nicht die einzelne Leistung, nicht nur die Ehrlichkeit der Waffen, sondern vor allem die Gleichwertigkeit der weiblichen Auffassung, der weiblichen Geistesart. Denn der Unterschied der Geschlechter wird sich gewiß auch hier zeigen. Es ist ja wahr, wir empfangen unsere gesamte geistige Bildung durch die Männer, jeder Stoff wird uns vom männlichen Intellekt geformt überliefert, und wenn wir in Wettbewerb mit ihnen treten wollen, so müssen wir ihre Denk- und Arbeitsweise zuerst uns aneignen, und — was uns die erste Anerkennung und Gegnerschaft bringt, das ist eben die Tatsache, daß wir zu arbeiten verstehen wie ein Mann. Aber wenn wir durch die formelle Schulung, welche wir durch die wissenschaftliche Arbeit erringen, durch die eigene Beobachtung hernach, durch die Erkenntnis des Wesens einer Wissenschaft, durch die intensive Beschäftigung mit selbst gefundenen Problemen eine gewisse Selbstsicherheit gewonnen haben, dann muß das, was speziell

männlich in unserer Bildung war, schwinden und das eigentlich Weibliche ans Tageslicht gelangen.

Ich glaube, wenn man genau zuschaut, so kündigt es sich hie und da bereits an — in dem Befremden, das eine geistige Frauenarbeit so oft zuerst bei den Männern erregt, bis sie sich hineingefunden haben in das Ungewohnte.

Worin es besteht? Ja, das ist die Frage, die eigentliche Frauenfrage!

Sie lösen, das heißt die neue Teilung der Kulturarbeit schaffen entsprechend den Fähigkeiten der Geschlechter.

Allein vorläufig ist der Kampf da! Es fehlt auch nicht an Eifer, an heiter anzuschauender Kampfeswut. Ob der Standpunkt schon ganz überwunden ist, daß ein Jüngling aus der Fachverbindung ausgeschlossen werden sollte, weil er — eine Dame auf das Abiturientenexamen vorbereitet hatte? Ich hoffe. — Auch daß die Türen den Studentinnen so oft vor der Nase zufallen, ist gewiß nur Zufall. Aber wenn in einem Kolleg alle männ-

lichen Wesen sitzen und die weiblichen — auch die hübschen! — stehen, so vermutet man Absicht und — lacht. Und wir fühlen uns bedrückt, wenn ein Bekannter uns in den Mantel geholfen hat — womit sollen wir ihn entschädigen für den Spott, dem er sich wagemutig für seine Ritterlichkeit aussetzt?

Aber wir verstehen, ja wir verstehen das alles sehr gut. Es ist ganz folgerichtig, daß wir mit dem erlangten Recht die Vorrechte aufgeben. In der Universität handelt es sich in der Tat nicht um „Herren“ und „Damen“, sondern um Studenten und Studentinnen.

Die Studentin hat „die Dame“ draußen zu lassen!

Wirklich?

Kann sie das?

Kann, soll, darf eine Frau das Charakteristische, das Wesentliche der Gesellschaftsklasse abschütteln, welcher sie durch Geburt und Erziehung angehört?

Was für ein Benehmen würde ihr denn als Studentin natürlich sein? Und hinge

ihre Damenhaftigkeit ab von den Höflichkeiten, welche ihr die Männer erweisen?

Wird ihre Zugehörigkeit zur gebildeten Gesellschaft dadurch bedingt, daß man ihr die Mühe, ihren Bleistift aufzuheben, abnimmt?

Und die Studenten — sind sie nur außerhalb der Universität „Gentlemen“?

Ist Ritterlichkeit durchaus an die soziale Tiefstufe der Frau gebunden?

Das Wesen der Ritterlichkeit — sie zeigt darin deutlich ihre christliche Herkunft — besteht in dem Bemühen von seiten des Starken, dem Schwächeren über das Unlustgefühl seiner Schwäche hinwegzuhelfen.

Nicht aber ist es Absicht, die Schwäche zu beseitigen. Ritterlichkeit ist eine männliche Tugend, denn sie kommt in Anwendung gegen Frauen und Kinder; nicht aber gegen schwächere Männer, nicht gegen Arme.

Wenn die Ritterlichkeit des Mannes gegen die Frau aufhören sollte, so würde eigentlich nur der Mann dabei einbüßen; denn die Handlungen, welche sie jetzt noch von ihm fordert, welche nur Symbole früheren wirklichen Dienstes

sind, kosten ihm keine Anstrengung noch Selbstüberwindung, täuschen ihn aber angenehm als Beweise seiner Stärke und Güte, als Zeichen der Herablassung. Der Mann würde also eine wertvolle Illusion verlieren, aber keine reale Bequemlichkeit dafür gewinnen. Die Frau dagegen würde nur reale Bequemlichkeit — und wie wenig ist es im Grunde! — aufgeben, aber ideal in ihrem Selbstbewußtsein gesteigert werden durch die Anerkennung ihrer Kraftgleichheit. Wo in den Männern noch irgendwelches — berechtigtes oder unberechtigtes — Überlegenheitsgefühl herrscht, da zeigt sich die Ritterlichkeit noch in alter Art.

Der Reiz dieses Verkehrs mit den Frauen wird erhöht durch den Kontrast zwischen der wirklichen und der angenommenen Stellung. Wie Ludwig XIV., der seine Minister gleich Lakaien behandelte, aber vor der jüngsten Küchenmagd den Hut abnahm, so findet die kleine Studentin sich als große Dame mit feinster Galanterie behandelt von dem alten, berühmten Professor, vor dem sie solche herzklopfende Scheu hegt!

Aber nun versteht sie das nicht.

Sie weiß sich so dumm, so ungeschickt! Wenn man sie nur anredet, wird sie rot, wenn sie nun auch die große Güte fühlt, vielleicht schon die erzieherische Absicht des Professors für die Studenten dabei erkennt, so ist es ihr doch tausendmal angenehmer, einfach als Schülerin zu gelten.

Wie viel natürlicher wäre es, wenn sie dem Professor die Türe öffnete, oder das entfallene Buch aufhöbe, als umgekehrt!

Warum ist man nicht natürlich?

Warum ist es keine gute Sitte, für alle jungen Leute, Respektspersonen Respekt zu erweisen?

Warum nicht zwischen Kollegen einander zu helfen, gegenseitig höflich und rücksichtsvoll zu sein? Sind wir denn überhaupt „Damen“ und „Herren“? das heißt Leute, die in der Gesellschaft eine Position haben, die irgend ein Ganzes, Abgeschlossenes, einen Stand, einen Rang repräsentieren sollen?

Sind wir nicht vielmehr ganz unfertige, langsam werdende Menschen, die vom Leben

nichts verstehen, die alles, alles erst lernen wollen?

Warum sollen wir solch Affenspiel treiben?

Warum sollen wir nicht auf unsere Art zwanglos, harmlos, natürlich miteinander verkehren?

Natürlich, natürlich! — das ist die Losung für eine ganze Anzahl junger Mädchen und auch junger Männer.

Und haben sie nicht recht? Haben sie mindestens nicht auch recht? Gibt es denn nur eine Norm des Verkehrs? Muß die Konvention, die für das Alte passend und gültig war, nun auch allein das Neue heiligen?

Ist es etwa nicht etwas ganz Neues, etwas einfach Unerhörtes, daß neunzehnjährige Mädchen einen Hausschlüssel zu ihrer unbeschränkten Verfügung haben? —

Ja, das geht doch oft nicht anders.

Freilich geht es nicht anders, sobald ihr sie als selbständige, selbstverantwortliche Menschen auf die Universität geschickt habt. Und solche Mädchen müssen doch auch anders leben als das ewige Backfischchen, welches nicht

allein in die Musikstunde gehen darf und die Mama nicht entbehren kann, wenn es sich ein Band oder eine Spitze aussucht!

Wer kann uns die Freude nachempfinden, nun endlich frei zu sein? Was das bedeutet für ein Haustöchterchen, in die fremde Stadt hinauszukommen! Sich selbständig ein Zimmer suchen zu dürfen!

Wie prachtvoll das werden soll! Ein Zimmer, in dem du allein wohnen wirst, das niemand betreten darf ohne deine Erlaubnis! Da wird dich niemand stören, wenn du arbeiten mußt, dich niemand aufjagen, wenn du träumen willst. —

Freilich hernach, wenn du todmüde vom Laufen endlich ein kleines Stübchen gemietet hast — wo sollen dann die „wissenschaftlichen Werke" ihren Platz finden auf der winzigen Etagere, die an Stelle des Bücherschrankes dasteht? Und ach! dies Sofa ist kein Polster für bunte Träume. Und welcher Kunst bedarf es, die schreckliche Tapete zu verhüllen, nachdem man das, was als Bilder drauf hängt, hinausspediert hat! Aber das

ist wiederum fein, daß man einrichten, daß man seinen eigenen Geschmack probieren darf.

Ich behaupte, daß dieses unabhängige Alleinwohnen von jungen Mädchen, und dabei diese völlig freie Verfügung über ihre Zeit die wahre Frauenemanzipation, die eigentliche Revolution ist.

Und wenn nun in demselben Hause, oder nebenan mein Nachbar im Kolleg wohnt, wenn wir erst zufällig auf dem Heimwege uns treffen, dann zusammen gehen wollen — soll ich da nicht auf ihn warten dürfen? Oder wenn wir dasselbe Theaterstück sehen möchten, soll er mich nicht abholen dürfen, oder ich ihn nicht, wenn ich früher fertig bin als er? Das ist ja lächerlich! Wir sind gute Kameraden und haben dieselben Neigungen, darum gehen wir zusammen, und ich nehme Rücksicht auf ihn wie er auf mich. Und wenn er mir ein schweres Buch abnimmt, und statt meiner nochmals durch den Regen läuft, um etwas zu besorgen, so habe ich ihm dafür ein paar ordentliche Handtücher gekauft

und lasse ihn in meinem gemütlichen Stuhl eine Tasse warmen Tee trinken.

Und neulich sind wir und noch ein paar andere im Gebirge gewesen; es war herrlich, und ich kann ebensogut klettern wie die Jungen; und nächstens fangen wir zu rudern an. Und der eine ist musikalisch und hat ein Klavier auf seiner Bude, nun grabe ich meine Geige aus — das soll fein werden. Ach, als wir vorgestern von der VII. Symphonie kamen, da waren wir so selig, daß wir uns angefaßt haben und um eine Laterne getanzt sind.

Herrgott, das erzählt sie noch!

Wie unweiblich!

Wie burschikos!

Ja, mein Lieber, das sind die Burschikosen, die sich aus allen Fakultäten rekrutieren, wenngleich sie überall selten sind. Jene, die daher gehen, wenn auch nicht mit kurzen Haaren, so doch mit kurzen Kleidern, so, als führen sie immer Rad, mit kurzen Reformkleidern und derben Schuhen, welche niedrigste Absätze haben; und dazu tragen sie die einfachsten, unscheinbarsten Hüte oder gar Mützen und — keine Hand-

schuhe und natürlich! kein Korsett. In dieser Gewandung, welche nicht gerade immer unschön ist, eigentlich es auch nicht zu sein braucht, bewegen sie sich schnell und lebhaft und ungeniert, gehen durch Regen und Schnee, über Steine und Berge und Pfützen und wollen damit dokumentieren, daß sie gesunde, freie und natürliche Menschen sind. Menschen — das betonen sie, Menschen in erster Linie, nicht „Weiber". Erwachsene Menschen, welche der Bevormundung nicht mehr bedürfen, welche ihre Verantwortlichkeit für ihre Handlungen kennen und selbst entscheiden wollen über Recht und Unrecht. Ein starkes, übermütiges Freiheitsgefühl durchbraust ihre jungen Herzen. Sie bilden einen lebendigen Protest gegen die Konvention — gegen die lächerliche Konvention, welche das Leben der Frau einschnürt, verkrüppelt, in Staub verschüttet! So tun sie nur um des Protestes willen manches, machen sich ein Prinzip aus dem Andersein, ein Vergnügen aus der Chokierung der Philister. Sie leiden unter der Dummheit ihrer Mitmenschen, welche das Leben so erschweren und

und lasse ihn in meinem gemütlichen Stuhl eine Tasse warmen Tee trinken.

Und neulich sind wir und noch ein paar andere im Gebirge gewesen; es war herrlich, und ich kann ebensogut klettern wie die Jungen; und nächstens fangen wir zu rudern an. Und der eine ist musikalisch und hat ein Klavier auf seiner Bude, nun grabe ich meine Geige aus — das soll fein werden. Ach, als wir vorgestern von der VII. Symphonie kamen, da waren wir so selig, daß wir uns angefaßt haben und um eine Laterne getanzt sind.

Herrgott, das erzählt sie noch!

Wie unweiblich!

Wie burschikos!

Ja, mein Lieber, das sind die Burschikosen, die sich aus allen Fakultäten rekrutieren, wenngleich sie überall selten sind. Jene, die daher gehen, wenn auch nicht mit kurzen Haaren, so doch mit kurzen Kleidern, so, als führen sie immer Rad, mit kurzen Reformkleidern und derben Schuhen, welche niedrigste Absätze haben; und dazu tragen sie die einfachsten, unscheinbarsten Hüte oder gar Mützen und — keine Hand-

schuhe und natürlich! kein Korsett. In dieser Gewandung, welche nicht gerade immer unschön ist, eigentlich es auch nicht zu sein braucht, bewegen sie sich schnell und lebhaft und ungeniert, gehen durch Regen und Schnee, über Steine und Berge und Pfützen und wollen damit dokumentieren, daß sie gesunde, freie und natürliche Menschen sind. Menschen — das betonen sie, Menschen in erster Linie, nicht „Weiber". Erwachsene Menschen, welche der Bevormundung nicht mehr bedürfen, welche ihre Verantwortlichkeit für ihre Handlungen kennen und selbst entscheiden wollen über Recht und Unrecht. Ein starkes, stürmisches Freiheitsgefühl durchbraust ihre jungen Herzen. Sie bilden einen lebendigen Protest gegen die Konvention — gegen die lächerliche Konvention, welche das Leben der Frau einschnürt, verkrüppelt, in Staub verschüttet! So tun sie nur um des Protestes willen manches, machen sich ein Prinzip aus dem Anderssein, ein Vergnügen aus der Chokierung der Philister. Sie leiden unter der Dummheit ihrer Mitmenschen, welche das Leben so erschwert und

werden ungeduldig über die Fülle des Unwesentlichen, des Kleinlichen und Kleinen. Bequem wollen sie die äußeren Daseinsbedingungen, gespart soll die Kraft werden für das Große und Nützliche. Lebensfroh wie sie sich fühlen, möchten sie auch die Vergnügungen der Jugend genießen: allen Sport treiben sie, und Leibesübungen sind ihre Leidenschaft.

Zu allen hohen und feinen Genüssen des Leibes und der Seele haben sie ein Recht als Kulturmenschen, zu Spaziergängen in stiller Mondnacht, zu Bergestouren und Wasserfahrten, zu fröhlichen Mahlen und guten Zigaretten.

Das ist schrecklich jungenhaft — ich gebe es gerne zu, aber die besten Gaben des Lebens scheinen ja nur von männlich zupackenden Händen erhascht werden zu können, oder wir müssen sie vermummt erschleichen.

Tadelt alles an meinen „Burschikosen“, aber beugt euch vor ihrer Ehrlichkeit. Und überhaupt, ihr wißt ja gar nicht, wie oft sie aus Verlegenheit so grob und polternd erscheinen, wie ängstlichste Schüchternheit an den meisten

ihrer Ungeschicklichkeiten schuld ist! Sie, die Sentimentalität so tapfer verspotten und eine ironische Überlegenheit gegenüber der Rührung zeigen, und sich tot ärgern über gelegentliche eigene „Schwäche“ — diese Feuerköpfe, diese starken Seelen sind meist weich und sehnsüchtig wie Kinder.

Kindlich ist auch ihre brennende Begier, „das Leben“ kennen zu lernen; und die Ungelegenheiten, in welche sie durch diesen Erforschungseifer zuweilen gestürzt werden, den schlechten Leumund bei den lieben Nächsten nehmen sie hin wie die unvermeidlichen Schwierigkeiten bei jeder ernsten Aufgabe.

Und für die Studenten — die Studenten, mit denen sie auf diese Weise verkehren, sind frische Jungen, keine blasierten Grauslinge — für die Studenten ist diese Kameradschaftlichkeit, dies gemeinschaftliche Kennenlernen alles Neuen, Schönen, Geheimnisvollen, ja auch des Häßlichen und Gemeinen, das ihnen begegnet, nicht nur köstlich, sondern auch förderlich. Sie werden dadurch bewahrt vor jenen „Vergnügungen“, welche Frauen gleichen Standes ausschließen.

Die großen Trinkgelage, welche man Kommerse nennt, werden von ihnen gemieden, denn die Freundin — selbst wenn sie einmal nicht Antialkoholikerin sein sollte — würde niemals zu solchen Veranstaltungen der „albernsten Konvention" und der „bodenlosen Langweiligkeit" gehen. Viel lieber eine lange Radtour oder ein Obsteinkauf bei den Bauern!

Wirklich nur für den, welcher oberflächlich hinschaut, scheint das Mädchen dann ihre Weiblichkeit einzubüßen, scheint zum Jungen zu werden, weil sie laut und kräftig und ohne Umschweife redet und alles mittut, was die Kameraden unternehmen. Aber wie darf man übersehen, daß sie ihrerseits ihnen gibt, was ein männlicher Freund nicht geben könnte. Sie lehrt die Wilden all die stillen Freuden genießen, und die feineren Reize des Lebens, des Verkehrs empfinden; ihr Zimmer hat Bilder und Blumen und Bücher — das ist keine „Bude", sondern ein Heim, wo man sich erholt und Frieden findet. Eine Mahlzeit, welche sie ihnen dort bereitet, ist ein Festschmaus, weil ein weißes Tuch auf dem

Tische liegt und jeder Teller seine Geschichte hat und jede hübsche Tasse einen ganz besonderen Glückskauf bedeutet und die Papierserviette verdeckt, daß das Brotbrett ein Pappdeckel ist; weil hier das Materielle die Nebensache ist und die Form das Wesentliche, weil sie hier die Kunst lebendig erfahren.

Es geschieht oft, ja meist, das Eigentümliche — obgleich der Schein sehr dagegen spricht, daß im Laufe des Verkehrs diese burschikose Studentin immer „weiblicher", der Student immer „männlicher" wird, denn indem jedes Geschlecht dem anderen möglichst viel geben will, entwickelt es unwillkürlich die jeglichen eigentümlichen Gaben und Vorzüge; und je näher sie einander treten, je besser sie sich anpassen, desto stärker differenzieren sie sich, desto — natürlicher werden sie. Alles ist so gesund — ihre Einträchtigkeit wie ihre Streitigkeiten, die „Standpauken", die sie zuweilen einander halten. Da fehlt die häßliche Koketterie auf der einen, das öde Courmachen auf der anderen Seite. Und wenn junges Volk wirklich ein bißchen ver-

[illegible] ist — was [illegible]: Das gibt eine seltsame Erinnerung an die [illegible] Leben. Es ist weit [illegible] und [illegible] zu [illegible] und die Kolleginnen [illegible] [illegible] ihnen [illegible] [illegible] Erscheinung [illegible] ihres [illegible] [illegible] Lebenswandels [illegible] [illegible] Eindruck [illegible] [illegible] Sinne. [illegible] sie [illegible] einen [illegible] [illegible] auf [illegible]. Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in ihrem Herzen, es ihnen [illegible] zu [illegible]; aber die [illegible] vor dem „[illegible] [illegible]" ist [illegible] als die [illegible]. Auch legen sich viele [illegible] Frau: wir dürfen nicht durch unser Benehmen das Frauenstudium schädigen, wir haben die Pflicht, um seinetwillen uns als Damen zu zeigen.

Und von dem Standpunkt der Dame erscheint der gleichaltrige Student als grüner Junge — worüber soll man mit ihm reden? Es ist doch nur langweilig, er weiß sich nicht recht zu benehmen.

In der Tat, er weiß es nicht, wenn er eben von der Schule kommt, wo seine Aufmerksamkeit doch jüngeren Mädchen galt, der [F]ünfzehnjährigen auf der höheren Töchterschule,

der Tanzstundenbekanntschaft. Diesen gegenüber war er Ritter und Beschützer, sie erkannten seine geistige Überlegenheit willig an — auch wenn sie zuweilen über seine Unbeholfenheit gespottet hatten. — Aber diese Studentinnen — denen man nicht mit seinem Latein imponieren kann, die möglicherweise ein besseres Abiturientenzeugnis haben — sie sind doch nur Mädel, was soll man mit so anmaßenden Geschöpfen machen? Man kümmert sich nicht um sie, sondern geht seinen, den „männlichen" Vergnügen nach, man trinkt und trinkt und bummelt und geht auf die Mensur. So erhält man das Übergewicht wieder. Es ist sehr komisch, wie schlecht im allgemeinen die Studenten den Frauen auf der Universität gegenüber ihre Rolle spielen. Sie ignorieren sie oder halten sich mißtrauisch oder gar demonstrativ feindlich fern oder versuchen, wenn die Kollegin hübsch ist, ihr den Hof zu machen.

Und für die Mädchen ist es im Anfange auch nicht leicht, sich zurechtzufinden. Viele bringen noch den in seiner Allgemeinh[illegible]

lich nicht unbestreitbaren Satz mit: wie die Dame so der Herr, an einer Ungezogenheit des Herrn ist stets die Dame schuld, und sind demgemäß von einer eisigen Zurückhaltung, einer völligen Unnahbarkeit. Ihre Jugendlichkeit und Fröhlichkeit kommt zum Vorschein nur im Verkehr mit den Kolleginnen, wobei ich als besonders liebenswürdiges Moment die Bereitschaft zur Anerkennung gefunden habe. Auf eine Frau aus ihrer Mitte, die sich irgendwie auszeichnete, sind sie alle stolz. Und sie suchen das Vergnügen hauptsächlich in der Unterhaltung. Für sie ist ja die Universität etwas absolut Neues; nichts was ihnen Mütter- und Großmütterüberlieferung schon theoretisch ganz vertraut gemacht hätte. Sie erleben jeden Tag etwas Anderes, Besonderes, machen Erfahrungen, Beobachtungen, welche sie verständnisvollen Ohren mitteilen müssen, das aber sind nur weibliche Ohren.

Sie sind dem gleichaltrigen Studenten auch in der Tat etwas voraus. Zu der größeren Reife, welche sie von Natur haben, tritt der meist abnorme, charakterformende Bildungs-

gang; sie besitzen schon Lebenserfahrung und Menschenkenntnis — freilich so viel lange nicht, wie sie in jugendlichem Wichtigtun selber wähnen. Und wenn dann die ersten Semester vorüber sind, wenn der Ernst der Wissenschaft immer wuchtiger auftritt, wenn die Tragik des Lebens immer weiter ihren Schleier abwindet, wenn die tiefe Depression die Gemüter ergreift, darüber, daß die Kunst so lang — dann findet das menschlich Gemeinsame den Weg ans Licht, der Unterschied der Altersreife gleicht sich aus, und das Verständnis für Kameradschaftlichkeit entzündet sich auch in ihnen.

Freilich ist diese dann von einer anderen Art; weniger persönlich, weniger bedeutungsvoll für das eigene Ich, weniger demonstrativ. Es gibt doch viele ruhige Studenten, welche sich für ihre Wissenschaft interessieren, welche sich mit Stetigkeit und Eifer auf ihren künftigen Beruf vorbereiten, und ebenso sind da ernste Mädchen, in deren Leben das Muß als Pflicht getreten ist, nicht so schlimm als Zwang und Willkür. Sie sind auf der Universität,

um zu studieren. Lernen ist ihre Lust, Wissen scheint ihr Lebenszweck. Drum sitzen sie aufmerksam in den Vorlesungen, in unendlich vielen Vorlesungen aus möglichst vielen Wissenschaftsgebieten, führen stets ordentlich ihre Hefte und arbeiten mit Energie und Konsequenz in Bibliotheken, Laboratorien, Seminarien. Und abends lesen sie beim stillen Lampenlicht bis tief in die Nacht. Jede Frage, welche aufspringt, scheint ihnen gestellt, jedes Problem, mit Freuden entdeckt, sie zu rufen, jeder Ausblick in größere Weite erfüllt ihr Herz mit Dankbarkeit. Belehrung suchen sie überall, in Museen und Sammlungen, auf Ausflügen, im Gespräch. So dreht ihre Unterhaltung sich gerne um wissenschaftliche Fragen und lieben sie die Geselligkeit in Professorenhäusern, wo sie meist recht willkommen sind. Denn ihr Eifer, ihre Wissensbegierde muß jeglichen Lehrer erfreuen, ihr jugendlich sicheres Hoffen auf Erkenntnis den gereiften, schon resignierten Mann rühren. Auch die Frauen sehen sie gern, da sie meist nicht durchaus originell erscheinen wollen, auch guter Manieren

sich befleißigen und niemand in Verlegenheit setzen durch bizarre Fragen. So begehen sie auch keine Extravaganz in der Kleidung, nur soweit die Hygiene es fordert, entziehen sie sich dem Befehl der Mode. Aber Zeit darf ihre Toilette nicht kosten und so gibt es manch klösterlich-farblose Erscheinung unter ihnen, auch manche nicht ganz ordentliche. Der Typus der „gelehrten" Frau kündigt sich also an — die Götter mögen uns bewahren!

Mögen uns alle erleuchten mit der Erkenntnis, daß bloße Aufstapelung von Kenntnissen Geizhalstorheit ist, daß jedes Kapital wirken muß, um ein Gut zu sein. Aber ach! ich fürchte, die Gefahr ist groß, daß wir nicht weiser sein werden als „die Vielen" unter den Männern, nicht einmal klüger!

Überhaupt: für wieviele ist die Studentin nicht eine Enttäuschung? Wer hätte gedacht, daß die Universität uns von Charakter, von Beharrlichkeit, Zähigkeit, Geduld erobert werden würde, statt von Begabung, Talent, Genie? Aber es ist so, ich muß es wiederholen — daß die Zahl der Frauen, deren Anlagen und

Befähigung das Mittelmaß überragt, sehr klein, traurig klein ist; daß dagegen solche von gesundem Menschenverstand, die lernen können, was sie müssen, und begreifen können, was andere begreifen; solche, die durch Arbeit und Entbehrung, durch jahrelange Mühsal eines mangelhaften Privatstudiums sich den Weg zur Hochschule erzwingen; daß solche Frauen die große Majorität der Studierenden bilden. Und schließlich ist das vielleicht gut. Denn das gilt es zu beweisen, daß der Durchschnitt weiblicher Intelligenz dem Durchschnitt der männlichen gleich ist. Große Begabungen würden uns immer als Ausnahmen vorgehalten werden — mit Recht, denn große Begabungen sind immer vereinzelt — auch unter den Männern. Im übrigen möge man nicht vergessen, daß eine Frau von mittlerer Begabung, welche unter den heutigen Mädchenschulverhältnissen mit ihrer verfehlten Geisteserziehung und unmethodischen Vorbereitung dieselbe Leistung zustande bringt, wie ein Mann, durchaus mehr leistet. Sie haben viel rastlosen Ehrgeiz, diese wackeren Arbeite-

rinnen! Und sie gelangen dadurch auch am ersten dazu, sich die Arbeitsweise des Mannes anzueignen und sich einzugliedern in ihre Gemeinschaft, sie können in gleichem Schritt und Tritt mit ihnen vorwärts marschieren. Darum werden sie auch so mitgezählt, darum eignen sie sich ebensogut zum Meinungsaustausch, zum Ratgeben, zum Zusammenarbeiten, ja eigentlich noch besser, denn sie sind meist freundlich, nicht so selbstsüchtig, auf etwas mütterliche Art hilfsbereit.

Aber auch dieser einfache, ich glaube niemandem anstößige Verkehr führt zu langen Spaziergängen zu Zweien, zu gemeinsamen Mittagessen, zu abendlich späten Zusammentreffen in Gasthäusern, zu Abholen und Besuchen — auch hier Hinwegsetzen über konventionelle Verbote!

Die gute Sitte möge sich vorsehen! Durch die Lauten und Übermütigen ist ihre Herrschaft nicht bedroht, wohl aber durch die Stillen und Ernsten; durch alle jene, welche sich gezwungen sehen, einmal abzurechnen mit irgend einer Männereigenschaft oder Einrichtung;

und lasse ihn in meinem gemütlichen Stuhl eine Tasse warmen Tee trinken.

Und neulich sind wir und noch ein paar andere im Gebirge gewesen; es war herrlich, und ich kann ebensogut klettern wie die Jungen; und nächstens fangen wir zu rudern an. Und der eine ist musikalisch und hat ein Klavier auf seiner Bude, nun grabe ich meine Geige aus — das soll fein werden. Ach, als wir vorgestern von der VII. Symphonie kamen, da waren wir so selig, daß wir uns angefaßt haben und um eine Laterne getanzt sind.

Herrgott, das erzählt sie noch!

Wie unweiblich!

Wie burschikos!

Ja, mein Lieber, das sind die Burschikosen, die sich aus allen Fakultäten rekrutieren, wenngleich sie überall selten sind. Jene, die daher gehen, wenn auch nicht mit kurzen Haaren, so doch mit kurzen Kleidern, so, als führen sie immer Rad, mit kurzen Reformkleidern und derben Schuhen, welche niedrigste Absätze haben; und dazu tragen sie die einfachsten, unscheinbarsten Hüte oder gar Mützen und — keine Hand-

schuhe und natürlich! kein Korsett. In dieser Gewandung, welche nicht gerade immer unschön ist, eigentlich es auch nicht zu sein braucht, bewegen sie sich schnell und lebhaft und ungeniert, gehen durch Regen und Schnee, über Steine und Berge und Pfützen und wollen damit dokumentieren, daß sie gesunde, freie und natürliche Menschen sind. Menschen — das betonen sie, Menschen in erster Linie, nicht „Weiber". Erwachsene Menschen, welche der Bevormundung nicht mehr bedürfen, welche ihre Verantwortlichkeit für ihre Handlungen kennen und selbst entscheiden wollen über Recht und Unrecht. Ein starkes, stürmisches Freiheitsgefühl durchbraust ihre jungen Herzen. Sie bilden einen lebendigen Protest gegen die Konvention — gegen die lächerliche Konvention, welche das Leben der Frau einschnürt, verkrüppelt, in Staub verschüttet! So tun sie nur um des Protestes willen manches, machen sich ein Prinzip aus dem Anderssein, ein Vergnügen aus der Chokierung der Philister. Sie leiden unter der Dummheit ihrer Mitmenschen, welche das Leben so erschwert und

werden ungeduldig über die Fülle des Unwesentlichen, des Kleinlichen und Kleinen. Bequem wollen sie die äußeren Daseinsbedingungen, gespart soll die Kraft werden für das Große und Nützliche. Lebensfroh wie sie sich fühlen, möchten sie auch die Vergnügungen der Jugend genießen: allen Sport treiben sie, und Leibesübungen sind ihre Leidenschaft.

Zu allen hohen und feinen Genüssen des Leibes und der Seele haben sie ein Recht als Kulturmenschen, zu Spaziergängen in stiller Mondnacht, zu Bergestouren und Wasserfahrten, zu fröhlichen Mahlen und guten Zigaretten.

Das ist schrecklich jungenhaft — ich gebe es gerne zu, aber die besten Gaben des Lebens scheinen ja nur von männlich zupackenden Händen erhascht werden zu können, oder wir müssen sie vermummt erschleichen.

Tadelt alles an meinen „Burschikosen", aber beugt euch vor ihrer Ehrlichkeit. Und überhaupt, ihr wißt ja gar nicht, wie oft sie aus Verlegenheit so grob und polternd erscheinen, wie ängstlichste Schüchternheit an den meisten

ihrer Ungeschicklichkeiten schuld ist! Sie, die Sentimentalität so tapfer verspotten und eine ironische Überlegenheit gegenüber der Rührung zeigen, und sich tot ärgern über gelegentliche eigene „Schwäche" — diese Feuerköpfe, diese starken Seelen sind meist weich und sehnsüchtig wie Kinder.

Kindlich ist auch ihre brennende Begier, „das Leben" kennen zu lernen; und die Ungelegenheiten, in welche sie durch diesen Erforschungseifer zuweilen gestürzt werden, den schlechten Leumund bei den lieben Nächsten nehmen sie hin wie die unvermeidlichen Schwierigkeiten bei jeder ernsten Aufgabe.

Und für die Studenten — die Studenten, mit denen sie auf diese Weise verkehren, sind frische Jungen, keine blasierten Grauslinge — für die Studenten ist diese Kameradschaftlichkeit, dies gemeinschaftliche Kennenlernen alles Neuen, Schönen, Geheimnisvollen, ja auch des Häßlichen und Gemeinen, das ihnen begegnet, nicht nur köstlich, sondern auch förderlich. Sie werden dadurch bewahrt vor jenen „Vergnügungen", welche Frauen gleichen Standes ausschließen.

Die großen Trinkgelage, welche man Kommerse nennt, werden von ihnen gemieden, denn die Freundin — selbst wenn sie einmal nicht Antialkoholikerin sein sollte — würde niemals zu solchen Veranstaltungen der „albernsten Konvention“ und der „bodenlosen Langweiligkeit“ gehen. Viel lieber eine lange Radtour oder ein Obsteinkauf bei den Bauern!

Wirklich nur für den, welcher oberflächlich hinschaut, scheint das Mädchen dann ihre Weiblichkeit einzubüßen, scheint zum Jungen zu werden, weil sie laut und kräftig und ohne Umschweife redet und alles mittut, was die Kameraden unternehmen. Aber wie darf man übersehen, daß sie ihrerseits ihnen gibt, was ein männlicher Freund nicht geben könnte. Sie lehrt die Wilden all die stillen Freuden genießen, und die feineren Reize des Lebens, des Verkehrs empfinden; ihr Zimmer hat Bilder und Blumen und Bücher — das ist keine „Bude“, sondern ein Heim, wo man sich erholt und Frieden findet. Eine Mahlzeit, welche sie ihnen dort bereitet, ist ein Festschmaus, weil ein weißes Tuch auf dem

Tische liegt und jeder Teller seine Geschichte hat und jede hübsche Tasse einen ganz besonderen Glückskauf bedeutet und die Papierserviette verdeckt, daß das Brotbrett ein Pappdeckel ist; weil hier das Materielle die Nebensache ist und die Form das Wesentliche, weil sie hier die Kunst lebendig erfahren.

Es geschieht oft, ja meist, das Eigentümliche — obgleich der Schein sehr dagegen spricht, daß im Laufe des Verkehrs diese burschikose Studentin immer „weiblicher“, der Student immer „männlicher“ wird, denn indem jedes Geschlecht dem anderen möglichst viel geben will, entwickelt es unwillkürlich die jeglichen eigentümlichen Gaben und Vorzüge; und je näher sie einander treten, je besser sie sich anpassen, desto stärker differenzieren sie sich, desto — natürlicher werden sie. Alles ist so gesund — ihre Einträchtigkeit wie ihre Streitigkeiten, die „Standpauken“, die sie zuweilen einander halten. Da fehlt die häßliche Koketterie auf der einen, das öde Courmachen auf der anderen Seite. Und wenn junges Volk wirklich ein bißchen ver-

liebt ist — was schadet's? Das gibt eine hellbunte Erinnerung mit ins düstere Leben. Es ist meist rührend und hübsch zu sehen, und die Kolleginnen, welche infolge ihrer tiefer gedrungenen Erziehung oder ihres ruhigeren Temperaments so hübsche Erlebnisse nicht haben können, sehen oft mit ein bißchen Neid auf jene. Sie wünschen vielleicht sehnsüchtig in ihren Herzen, es ihnen nachtun zu können; aber die Furcht vor dem „bösen Leumund" ist stärker als ihr Freudeverlangen. Auch sagen sich viele mit Ernst: wir dürfen nicht durch unser Benehmen das Frauenstudium schädigen, wir haben die Pflicht, um seinetwillen uns als Damen zu zeigen.

Und von dem Standpunkt der Dame erscheint der gleichaltrige Student als grüner Junge — worüber soll man mit ihm reden? Es ist doch nur langweilig, er weiß sich nicht recht zu benehmen.

In der Tat, er weiß es nicht, wenn er eben von der Schule kommt, wo seine Aufmerksamkeit doch jüngeren Mädchen galt, der Fünfzehnjährigen auf der höheren Töchterschule,

der Tanzstundenbekanntschaft. Diesen gegenüber war er Ritter und Beschützer, sie erkannten seine geistige Überlegenheit willig an — auch wenn sie zuweilen über seine Unbeholfenheit gespottet hatten. — Aber diese Studentinnen — denen man nicht mit seinem Latein imponieren kann, die möglicherweise ein besseres Abiturientenzeugnis haben — sie sind doch nur Mädel, was soll man mit so anmaßenden Geschöpfen machen? Man kümmert sich nicht um sie, sondern geht seinen, den „männlichen" Vergnügen nach, man trinkt und trinkt und bummelt und geht auf die Mensur. So erhält man das Übergewicht wieder. Es ist sehr komisch, wie schlecht im allgemeinen die Studenten den Frauen auf der Universität gegenüber ihre Rolle spielen. Sie ignorieren sie oder halten sich mißtrauisch oder gar demonstrativ feindlich fern oder versuchen, wenn die Kollegin hübsch ist, ihr den Hof zu machen.

Und für die Mädchen ist es im Anfange auch nicht leicht, sich zurechtzufinden. Viele bringen noch den in seiner Allgemeinheit frei-

lich nicht unbestreitbaren Satz mit: wie die Dame so der Herr, an einer Ungezogenheit des Herrn ist stets die Dame schuld, und sind demgemäß von einer eisigen Zurückhaltung, einer völligen Unnahbarkeit. Ihre Jugendlichkeit und Fröhlichkeit kommt zum Vorschein nur im Verkehr mit den Kolleginnen, wobei ich als besonders liebenswürdiges Moment die Bereitschaft zur Anerkennung gefunden habe. Auf eine Frau aus ihrer Mitte, die sich irgendwie auszeichnete, sind sie alle stolz. Und sie suchen das Vergnügen hauptsächlich in der Unterhaltung. Für sie ist ja die Universität etwas absolut Neues; nichts was ihnen Mütter- und Großmütterüberlieferung schon theoretisch ganz vertraut gemacht hätte. Sie erleben jeden Tag etwas Anderes, Besonderes, machen Erfahrungen, Beobachtungen, welche sie verständnisvollen Ohren mitteilen müssen, das aber sind nur weibliche Ohren.

Sie sind dem gleichaltrigen Studenten auch in der Tat etwas voraus. Zu der größeren Reife, welche sie von Natur haben, tritt der meist abnorme, charakterformende Bildungs-

gang; sie besitzen schon Lebenserfahrung und Menschenkenntnis — freilich so viel lange nicht, wie sie in jugendlichem Wichtigtun selber wähnen. Und wenn dann die ersten Semester vorüber sind, wenn der Ernst der Wissenschaft immer wuchtiger auftritt, wenn die Tragik des Lebens immer weiter ihren Schleier abwindet, wenn die tiefe Depression die Gemüter ergreift, darüber, daß die Kunst so lang — dann findet das menschlich Gemeinsame den Weg ans Licht, der Unterschied der Altersreife gleicht sich aus, und das Verständnis für Kameradschaftlichkeit entzündet sich auch in ihnen.

Freilich ist diese dann von einer anderen Art; weniger persönlich, weniger bedeutungsvoll für das eigene Ich, weniger demonstrativ. Es gibt doch viele ruhige Studenten, welche sich für ihre Wissenschaft interessieren, welche sich mit Stetigkeit und Eifer auf ihren künftigen Beruf vorbereiten, und ebenso sind da ernste Mädchen, in deren Leben das Muß als Pflicht getreten ist, nicht so schlimm als Zwang und Willkür. Sie sind auf der Universität,

um zu studieren. Lernen ist ihre Lust, Wissen scheint ihr Lebenszweck. Drum sitzen sie aufmerksam in den Vorlesungen, in unendlich vielen Vorlesungen aus möglichst vielen Wissenschaftsgebieten, führen stets ordentlich ihre Hefte und arbeiten mit Energie und Konsequenz in Bibliotheken, Laboratorien, Seminarien. Und abends lesen sie beim stillen Lampenlicht bis tief in die Nacht. Jede Frage, welche aufspringt, scheint ihnen gestellt, jedes Problem, mit Freuden entdeckt, sie zu rufen, jeder Ausblick in größere Weite erfüllt ihr Herz mit Dankbarkeit. Belehrung suchen sie überall, in Museen und Sammlungen, auf Ausflügen, im Gespräch. So dreht ihre Unterhaltung sich gerne um wissenschaftliche Fragen und lieben sie die Geselligkeit in Professorenhäusern, wo sie meist recht willkommen sind. Denn ihr Eifer, ihre Wissensbegierde muß jeglichen Lehrer erfreuen, ihr jugendlich sicheres Hoffen auf Erkenntnis den gereiften, schon resignierten Mann rühren. Auch die Frauen sehen sie gern, da sie meist nicht durchaus originell erscheinen wollen, auch guter Manieren

sich befleißigen und niemand in Verlegenheit setzen durch bizarre Fragen. So begehen sie auch keine Extravaganz in der Kleidung, nur soweit die Hygiene es fordert, entziehen sie sich dem Befehl der Mode. Aber Zeit darf ihre Toilette nicht kosten und so gibt es manch klösterlich-farblose Erscheinung unter ihnen, auch manche nicht ganz ordentliche. Der Typus der „gelehrten“ Frau kündigt sich also an — die Götter mögen uns bewahren!

Mögen uns alle erleuchten mit der Erkenntnis, daß bloße Aufstapelung von Kenntnissen Geizhalstorheit ist, daß jedes Kapital wirken muß, um ein Gut zu sein. Aber ach! ich fürchte, die Gefahr ist groß, daß wir nicht weiser sein werden als „die Vielen“ unter den Männern, nicht einmal klüger!

Überhaupt: für wieviele ist die Studentin nicht eine Enttäuschung? Wer hätte gedacht, daß die Universität uns von Charakter, von Beharrlichkeit, Zähigkeit, Geduld erobert werden würde, statt von Begabung, Talent, Genie? Aber es ist so, ich muß es wiederholen — daß die Zahl der Frauen, deren Anlagen und

Befähigung das Mittelmaß überragt, sehr klein, traurig klein ist; daß dagegen solche von gesundem Menschenverstand, die lernen können, was sie müssen, und begreifen können, was andere begreifen; solche, die durch Arbeit und Entbehrung, durch jahrelange Mühsal eines mangelhaften Privatstudiums sich den Weg zur Hochschule erzwingen; daß solche Frauen die große Majorität der Studierenden bilden. Und schließlich ist das vielleicht gut. Denn das gilt es zu beweisen, daß der Durchschnitt weiblicher Intelligenz dem Durchschnitt der männlichen gleich ist. Große Begabungen würden uns immer als Ausnahmen vorgehalten werden — mit Recht, denn große Begabungen sind immer vereinzelt — auch unter den Männern. Im übrigen möge man nicht vergessen, daß eine Frau von mittlerer Begabung, welche unter den heutigen Mädchenschulverhältnissen mit ihrer verfehlten Geisteserziehung und unmethodischen Vorbereitung dieselbe Leistung zustande bringt, wie ein Mann, durchaus mehr leistet. Sie haben viel rastlosen Ehrgeiz, diese wackeren Arbeite-

rinnen! Und sie gelangen dadurch auch am ersten dazu, sich die Arbeitsweise des Mannes anzueignen und sich einzugliedern in ihre Gemeinschaft, sie können in gleichem Schritt und Tritt mit ihnen vorwärts marschieren. Darum werden sie auch so mitgezählt, darum eignen sie sich ebensogut zum Meinungsaustausch, zum Ratgeben, zum Zusammenarbeiten, ja eigentlich noch besser, denn sie sind meist freundlich, nicht so selbstsüchtig, auf etwas mütterliche Art hilfsbereit.

Aber auch dieser einfache, ich glaube niemandem anstößige Verkehr führt zu langen Spaziergängen zu Zweien, zu gemeinsamen Mittagessen, zu abendlich späten Zusammentreffen in Gasthäusern, zu Abholen und Besuchen — auch hier Hinwegsetzen über konventionelle Verbote!

Die gute Sitte möge sich vorsehen! Durch die Lauten und Übermütigen ist ihre Herrschaft nicht bedroht, wohl aber durch die Stillen und Ernsten; durch alle jene, welche sich gezwungen sehen, einmal abzurechnen mit irgend einer Männereigenschaft oder Einrichtung;

auch durch jene wenigen Mädchen, welche — wie man so sagt — sich nicht leicht anschließen, welche sich nicht schnell an die veränderte Lebensführung, an den neuen Ton, der unter den mitstudierenden Frauen herrscht, noch an die tägliche Berührung mit fremden Männern gewöhnen können.

Als ob die Emanzipation etwas so Leichtes wäre! Als ob sie uns nicht Kämpfe und Schmerzen kostete!

Sie weihen sich mit Eiferglut ihrem Studium, ohne irgend ein Trachten nach „Leistung“ oder Konkurrenz mit den Männern, da sie aus tiefstem Bedürfnis ihrer Natur nur nach Erweiterung ihrer Persönlichkeit streben; sie wollen ihr inniges Gefühlsleben sich nicht rauben lassen durch die Verstandesübung und erwarten von der Wissenschaft Bereicherung des ganzen Menschen, Vertiefung und Veredelung der Weiblichkeit.

Sehr reizvoll sind solche Mädchen!

Hochfliegender Sinn hat sie aus den Niederungen der Frauengewohnheiten hinausgetrieben, während die feinste Zartheit der Em-

pfindung sie doch angewiesen auf eine Existenz fern von den Ecken und Rauheiten, den Grellheiten und dem Lärm des sozialen Lebens. Ihr ungestümer Trieb nach Wahrheit mißhandelt ihr Herz durch schaudernde Erkenntnis und ein Mitleid, das sich nicht auswirken kann. Klarer Verstand läßt sie die Hohlheit so manchen glanzvollen Baues sozialer Einrichtungen durchschauen; heißer Hilfedrang begeistert sie zum Handeln — aber die eingeborene, durch Erziehung verhärtete Scheu vor der Öffentlichkeit, vor dem Auffallendsein, vor der Verletzung der Sitte erregen in ihnen heftige tragische Konflikte. Das Reinmenschliche ist in ihrer Brust am stärksten ausgebildet, aber noch gehemmt, nicht gefördert durch das Weibsein. Um ihrer Natur gemäß leben zu können, müssen sie die feinste Kultur für sich fordern; für ihre Persönlichkeitsprägung brauchen sie eine Freiheit, eine Verinnerlichung, eine Beschaulichkeit, ein großes Schweigen, eine tiefe, tiefe Einsamkeit, welche Frauen noch versagt scheint.

Es bedeutet eine unendliche Bereicherung und Erweiterung des Frauenlebens, daß erst Sport, dann auch das Studium das junge, empfängliche Mädchen hinaus aufs Land, in die Lieblichkeit der Ebene, in die Großheit des Gebirges hineingeführt hat, aber die ganze, die wahre, die überwältigend-erhabene Natur erschließt sich nur dem stille Wandernden, dem nicht Redenden, dem nur sie Anschauenden. Die Einsamkeit müssen wir uns noch erobern, die Einsamkeit der Waldnacht, welche der Poesie Mutter ist, und der Morgenfrühe, welche die frohe Kunst weckt; die Einsamkeit, welche Erlöserin ist von den Menschen.

Die Gefahr, welche für die allein wandernde Frau in unseren so trefflich geordneten Kulturstaaten besteht, die Gefahr können wir wohl vergessen, aber die Häßlichkeiten der Störungen — die sind kaum zu ertragen. Und doch, wohin sollen wir uns flüchten mit der Überfülle dessen, was wir überdenken, entwirren, klären müssen? Ist denn das Studium nur die Frage an unser Können, nur die Frage an uns? Sind nicht vielmehr wir die

Fragenden, die zu tausend Fragen Gezwungenen?

Wie seltsam, daß alle dies Leben auf der Universität, die Universität selbst, die Vorlesungen, die ganze Art der Wissensdarbietung, die Professoren, die Studenten, die Studentinnen, kurz alles, alles so einfach, als so ganz selbstverständlich hinnehmen!

Begreifen sie alle sofort, weshalb der Professor X hier auf dem Katheder steht und aus einem alten Hefte zum zehnten oder zwanzigsten Male dasselbe herunterliest; daß vor ihm hundert, ja zweihundert Studenten sitzen und schreiben; schreiben, was sie hernach nie wieder ansehen, da sie es in vielen gedruckten Büchern besser, übersichtlicher, bequemer finden?

Sehen sie alle ganz ohne weiteres ein, warum dort der geistreiche Dozent, welcher durch die Kunst eines Vortrages jede Stunde Neues, Interessantes, Schönes schafft, nicht vermag seine Zuhörer sich treu zu erhalten bis zum Schlusse des Semesters?

Ist ihnen gleich verständlich, warum noch ein anderer, ein Hochberühmter, dessen Namen

die Schüler zahlreich angelockt hat, ihnen so gar nichts gibt — sei es aus Unvermögen oder aus Unwilligkeit?

Und wiederum, warum es jenem, einem der in der ganzen Welt selten zu findenden wirklichen Pädagogen nicht gelingt, seine Studenten zur Anerkennung seiner Methodik, zum Befolgen seiner durchaus praktischen Ratschläge zu führen?

Wie kommt es, daß so manch großer Gelehrte gar kein Lehrtalent besitzt; daß ein Mann, welcher durch seine genialen Gaben so viel auf empfängliche Jugend vermöchte, keine Freude am Persönlichen, am Persönlichkeitswirken findet? Ist das Fortleben durch Bücher denn sicherer und schöner als durch die Dankbarkeit lebendiger Menschen?

Lebendige Menschen!

Mich hat so oft ein eigentümliches Gefühl beschlichen, wenn ich in einem recht großen, recht angefüllten Hörsaal saß, vor mir hunderte von Jünglingsköpfen, alle kurzgeschoren, alle eingezwängt in hohe steife Kragen, alle in der gleichmäßig geschnittenen, dunklen häß-

lichen Kleidung — nie, in keiner Versammlung, in keinem Volksgedränge habe ich so sehr deutlich gewußt, gefühlt, was eine Masse ist. Und dann dies Lachen, wenn der Professor einen Witz macht, dies — ja gewiß: historische, aber dennoch jedenfalls: barbarische — Trampeln! Und eben so mechanisch, so unpersönlich erschien das Nachschreiben.

„Das beste, was ich gebe", hörte ich einst einen genialen Mann sagen, einen, dem es nicht an Beifall, an Bewunderung der Studenten fehlte, „das Beste verstehen sie nicht."

Es war ein Pessimist. Allein — —

Man soll nicht neidisch sein! Diese Unpersönlichkeit der Vielen ist die Kehrseite jener Fähigkeit zur Disziplin und Solidarität. Und wenn wir Frauen uns nun bemühen, diese zu erlangen, müssen wir dann jenes Massentum, jene Gefühls- und Empfindungsgleichförmigkeit auch damit in uns aufnehmen?

Wenn wir zugestehen, es sei notwendig, daß wir, um für die geistige Arbeit die Kräfte frei zu bekommen, das äußere, das nichtgeistige Alltagsleben mechanisieren —, werden

wir dadurch gezwungen, auf jede Individualität in unserem Tun und Lassen zu verzichten; in unserer äußeren Erscheinung abzusehen von der Gefälligkeit in unserer Haartracht und der Schönheit in unserer Kleidung?

Und wenn wir überzeugt sind, daß alles gewohnheitsmäßige Handeln das Leben sehr vereinfacht, jede feste Ordnung die Plage mit den Kleinigkeiten sehr erleichtert — werden wir da der Gefahr, in männliche Pedanterie zu verfallen, entgehen können?

In der Tat, die Versuchung zur Vermännlichung ist sehr groß! Viele Frauen halten sie für durchaus unumgänglich. Sie arbeiten wie der Mann, sie kleiden sich dunkel und „praktisch", haben bequeme Taschen für alle Dinge und gehen ungeniert alle Wege, die der Mann geht.

Und scheint es nicht, als müßten wir uns in alle Männerinstitutionen hineinfinden, einfügen? Als müßte unser Streben danach gehen, uns möglichst anzupassen? Uns möglichst den Männern zu assimilieren?

Aber dann — wozu die Emanzipation?

Das galt als unsere Aufgabe, als das „weibliche Ideal“ doch immer; das war das Widernatürliche, das war der Abfall vom Weiblichen zum Männlichen!

Und jetzt gedachten wir doch zurückzukehren zu unserer Natur, zur Weiblichkeit. Wir wollten uns Aufgaben schaffen, wir wollten unsere Ideale formen!

Aber welche Kraft kostet das, sich zu behaupten gegen die imposante, große Welt, welche der männliche Geist geschaffen hat. Überall lebt er, wirkt er, dringt er auf uns ein, in jeder Wissenschaft, in jedem Fach, in tausend feinen kleinen Spezialitäten! Alles hat er geformt, die Kunst, die Sitte, die Moral steht in seinem Dienst — es ist groß und herrlich, wir müssen ihn bewundern, uns ihm beugen und doch — wir müssen und werden uns von ihm befreien.

Scheltet nicht anmaßend, daß wir mit eigenen Augen sehen wollen, daß wir nicht mehr eure Urteile einfach zu den unsrigen machen, daß wir wagen, eure Einrichtungen zu kritisieren!

Vergangenheit und Gegenwart haben wir neu zu entdecken, für uns zu entdecken; die Zukunft soll unseres Wesens Spuren deutlich tragen!

Es ist ein Anfang neuer Betrachtung wohl schon versucht worden, Frauen haben nach dem Einfluß der Frau auf die Kulturgeschichte geforscht, haben die Geschichte einer bedeutenden Fürstin, einer Künstlerin geschrieben, haben die Stellung unserer größten Männer zur Frau einem Studium unterzogen.

Diese Kleinarbeit muß getan werden, aber vielleicht sollten wir noch damit warten, bis wir weniger Partei sind oder scheinen, bis wir darüber hinausgelangt sind, mit einer Biographie oder mit einer Männerauffassung von Frauenwert etwas „beweisen" zu wollen. Beweisen sollte, meine ich, unser wissenschaftliches Arbeiten vor allem, daß wir die Fähigkeit besitzen zu beobachten, zu finden, zu schließen, zu urteilen, zu abstrahieren; und es sollte unsern Blick ablenken von den kleinen Tagesfragen hin zu dem Großen, zum Ganzen, zum Ewigen. Sind wir nicht meist so zur

Betrachtung des Einzelnen, und nur des Nächsten erzogen, daß wir in einer schönen Landschaft immer bloß die Blumen sehen und sie, die schnell verwelklichen, heimtragen statt des unauslöschlichen Bildes der weiten Wiese im Sonnenglanze, des blauen Himmels über dem Frühlingswalde?

Der enge Horizont ist schuld am unklaren Idealismus. Ich habe immer eine große Furcht, daß wir, die wir die Wissenschaft kennen lernen gerade zu einer Zeit, da sie in lauter Spezialitäten auseinander fällt, bei der Analyse stehen bleiben. Und doch gibt erst die Synthese Gestaltungskraft, d. h. Wirkensmöglichkeit. Wir Frauen aber besitzen ein Zentrum für unsere Kraft, einen einheitlichen Umkreis für unser Wirkenwollen.

War nicht dies unsere wahre Not, daß wir uns gehemmt fühlten an der Entfaltung unserer Gaben und Neigungen zur Persönlichkeit? Und jetzt sollten wir vergessen können, daß jede Wissenschaft, selbst die abstrakteste, unpersönlichste immer den Menschen zum letzten Zweck hat? Daß

Kenntnisse, welche nicht irgend eine Energieform annehmen, eine unnütze, ja schädliche Bürde sind?

Laßt uns alle die tausend Möglichkeiten ergreifen, unsere Intelligenz zu schärfen, unsere Erkenntnis zu vertiefen, unseren Willen zu stärken! Laßt uns jeden Eindruck dienstbar machen der Entwickelung unserer Kraft!

Es darf nicht sein, daß die studierenden Frauen verschlungen werden von dem uniformen Massengeiste, daß ihr Lernen und Arbeiten verkümmert zu dem eiligen Trachten nach einem nährenden Berufe, nicht, daß sie aus ihren Universitätsjahren nichts davontragen als Spezialistendrill.

Das sei ferne!

Den Frauen werde die Universität die wahre Hochschule, welche Erkenntnis gibt und Mut und Reife zur — Freiheit!



Intentionen von Oscar Wilde

Übersetzt von **Ida** und **Arthur Roessler**
Mit einem Vorwort von **Arthur Roessler**
und dem Porträt Wildes von **Gino Parin**

8°, 15 Bg. M. 2.— **Zweite Auflage**

Ein Buch von Wilde hat es heute in Deutschland nicht mehr nötig, empfohlen zu werden; die von Ida und Arthur Roeßler übersetzten „Intentionen" am wenigsten, da sie es sind, die am meisten dazu beitrugen, Wilde und sein Werk in Deutschland bekannt zu machen. Die Roeßlersche Uebersetzung ist die erste Uebertragung der „Intentionen" in die deutsche Sprache und eine der ersten Wilde-Uebersetzungen überhaupt. Des berühmten und unglücklichen englischen Dichters und Aestheten philosophisch-künstlerisches Glaubensbekenntnis liegt mit dieser Uebersetzung in kongenial zu nennender Verdeutschung vor. Wohl kein anderes Werk seiner Feder gibt so durchaus die komplizierte Eigenart von Wildes Wesen wieder. Für jeden Freund eines gleicherweise glänzenden wie gediegenen Stiles wird dieses Buch seiner berückenden künstlerischen Form wegen eine willkommene Gabe sein; wie es andererseits wegen seines Inhaltes für den Psychologen, Künstler, Kunstforscher und Liebhaber schöner Literatur und der Künste von höchstem Interesse ist. In den „Intentionen" ist feinster Geist in künstlerische Form gebannt. Die „Intentionen" enthalten den Extrakt von Wildes Kunst; wer sie nicht kennt, vermag seine anderen Werke nicht zu würdigen, denn sie sind der Schlüssel zu seinem Wesen und Geist, ein Geist, der in manchem dem Nietzsches ähnlich ist.

Das Edelmetall eines Sprachschatzes ist durch die Roeßlersche Uebertragung in ein echtes Gold deutscher Währung umgemünzt. Möge sich jeder Gebildete an dem Werke deutscher Wortkunst erfreuen, das hier geschaffen ward. Der Bücherfreund, Berlin.

Ihre ist die beste deutsche Uebersetzung dieses Buches meines lieben unglücklichen Freundes, die einzige, die den sinnlichen Reiz seiner Sprache, die Feinheit seines Geistes kongenial wiedergibt.
H. V. C. de Roznyay.

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

A. O. Weber.
Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmackhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt keck und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen, dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. O. Weber's: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig. Preis nur je 2 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und witzigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgrädig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzhaft lachen wollen und eine gewisse Keckheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

Soziale Anatomie.

Ein Dutzend Aufsätze von Dr. Hans Fischer (Dr. Frosch).

Der Staatsanwalt als Erzieher.
Allerhand Sittliches.
Der Hausknecht in der menschlichen Seele
Rhapsodie über den Ehestand.
Seelenhirten.
Schulmeisterei und Schulmeister.
Vom deutschen Offizier.
Die moralischen Sozis.
Das Recht aufs eigne Leben.
Ueber die Harmlosigkeit der Fürsten.
Allerhöchste Karikaturen.
Der liebe Gott bedankt sich.

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig.